

THEOLOGISCHES

Katholische Monatsschrift

Begründet von Wilhelm Schamoni

Jahrgang 43, Nr. 09/10

Sept/Okt 2013

INHALT

Manfred Hauke Editorial	418
Impressum	419
Forum Deutscher Katholiken Resolutionen über „Gender Mainstreaming“ und die Weitergabe des Glaubens	421
Peter P.J. Beyerhaus Offener Brief an Präses Dr. Nikolaus Schneider	423
Uwe Christian Lay Die Evangelische Kirche Deutschlands hat sich abgeschafft. Ihre Todesanzeige: Das EKD-Elaborat zur Familie	427
Katrin Krips-Schmidt „Eine Quelle der Inspiration und der Hoffnung“ – Der Internationale Liturgiekongress „Sacra Liturgia 2013“ vom 25.-28. Juni 2013 in Rom	433
Manfred Hauke Die eucharistische Anbetung: ihre theologische Begründung und pastorale Bedeutung	443
Steffen Köhler Der schöne Fehler. Über produktive Missverständnisse	467
Dorothea und Wolfgang Koch Konrad Adenauer, Karl Rahner und das II. Vatikanische Konzil	369
Felizitas Küble „Fest der Jugend“ auf Abwegen: Salzburger Kongress mit Pfingstprediger Pete Greig und seiner charismatischen „Vision“	471
Walter Hoeres Vom künftigen Schicksal der Kirche. Prognosen im Lichte der Theologie	491

BUCHBESPRECHUNGEN

Johannes Stöhr Wolfgang Sciesinski, Zeuge des Glaubens. 37 Jahre in der DDR-Diktatur	499
Felizitas Küble Zur Causa Kardinal Groër: Eine präzise Analyse „unheiliger Allianzen“ im Spannungsfeld von Kirche, Medien und Politik (Gabriele Waste, Hans Hermann Kardinal Groër. Realität und Mythos)	499
Joseph Overath Richard Niedermeier, Die Geschichte der Kirche. 2000 bewegte Jahre, 3 Bde.	503
Johannes Stöhr Exegetische Studien als Anstoß zu Konversion und Christusliebe (Erik M. Mørstad, Jesus allein – aber Jesus ist nie allein)	506
Herbert Schneider Die Rezeption Edith Steins (Francesco Alfieri, Die Rezeption Edith Steins. Internationale Edith-Stein-Bibliographie 1942-2012)	509

MANFRED HAUKE

Editorial

Passend zum Jahr des Glaubens, das am 24. November 2013 zu Ende gehen wird, veröffentlichte das „Forum Deutscher Katholiken“ beim Kongress „Freude am Glauben“ in Augsburg am 31. August und am 1. September drei Resolutionen: zwei davon ermuntern dazu, den Glauben mutig zu bekennen und zu verbreiten. Die erste, formuliert von *Gabriele Kuby*, ruft auf zum Widerstand gegen die inzwischen in vielen Institution verbreitete Ideologie des „Gender Mainstreaming“, die zur Verwirrung der von Gott dem Schöpfer gestifteten Identität der Geschlechter führt. Auf die wichtigen Veröffentlichungen von *Gabriele Kuby* zum Thema haben wir schon in früheren Ausgaben hingewiesen (u.a. 11-12/2012, 555-558).

Wie weit sich der „liberale“ Flügel des deutschsprachigen Protestantismus die Zerstörung der Schöpfung in Ehe und Familie zu eigen macht, zeigt eine von der „Evangelischen Kirche in Deutschland“ (EKD) veröffentlichte „Orientierungshilfe“, die massiv zur Desorientierung beiträgt. Auf die zeitgeistförmige Demontage der Heiligen Schrift, die selbst von vielen

säkularen Medien als geistige Abdankung der EKD gedeutet wurde, haben wir bereits im vorausgegangenen Heft aufmerksam gemacht (der Artikel von Christian Schulz: 7-8/2013, 395-400). Wegen der verheerenden Bedeutung dieser Situation für die ökumenischen Beziehungen greifen wir auch im vorliegenden Heft das Thema wiederum auf: wir dokumentieren den nachdrücklichen „Offenen Brief“ des evangelischen Professors *Peter Beyerhaus* an den Vorsitzenden der EKD, Präses Nikolaus Schneider; *Uwe Christian Lay*, ein früherer evangelischer Pfarrer, sieht die „Orientierungshilfe“ als „Todesanzeige“ der EKD.

Eine Heilung der verrückten Situation in der Gesellschaft sowie der Glaubenschwäche innerhalb der Kirche muss ausgehen vom Gebet, von der Beziehung zu Gott, und von der gemeinschaftlich gefeierten würdigen Liturgie, die das eucharistische Opfer Christi in den Mittelpunkt stellt und den auferstandenen Herrn im Altarsakrament anbetet. Vielfältige Anregungen dazu bietet *Katrin Krips-Schmidt* mit ihrem ausführlichen Bericht über einen bemerkenswerten internationalen Kongress über die Liturgie in der römischen Universität vom Heiligen Kreuz (50 Jahre nach der liturgischen Konstitution des Zweiten Vatikanums, *Sacrosanctum Concilium*). Wir finden hier eine wichtige Hilfe zur Verwirklichung der „Reform der Reform“ von Papst Benedikt XVI., ein Anliegen, das auch unter dem Pontifikat von Papst Franziskus nicht verloren gehen sollte.

Der Verfasser dieser Zeilen hat auf dem Eucharistischen Kongress in Köln (Juni 2013) einen Vortrag über die Eucharisti-

stische Anbetung gehalten, dessen ausführlichere schriftliche Fassung hier abgedruckt ist. Unter dem vielleicht diskussionswürdigen Titel „Der schöne Fehler“ macht sich *Steffen Köhler* Gedanken über einen manchmal übersehenen Gesichtspunkt der Sinndeutung in der Liturgie.

Dieses Editorial ist geschrieben vor dem Ergebnis der Bundestagswahlen in Deutschland am 22. September. Ganz gleich, wie sie ausgehen, bedenkenswert ist auf jeden Fall ein Blick auf den wichtigsten „Gründervater“ der Bundesrepublik Deutschland, den intensiv vom katholischen Glauben geprägten Kanzler *Konrad Adenauer*. *Werner Koch*, der soeben ein aus den Quellen geschöpftes Werk über Adenauer veröffentlicht hat, trägt für diese Zeitschriftennummer einen Aufsatz bei, der das Verhältnis des „Alten“ zu Karl Rahner, zu Johannes XXIII. und dem Zweiten Vatikanischen Konzil beleuchtet. Dabei kommen bemerkenswerte Beobachtungen zum Zuge, die viele Leser überraschen werden. Der Blick auf Adenauer ist auf jeden Fall eine Ermunterung, auch heute christlich geprägte Politik zu betreiben, und erinnert an eine Erfolgsgeschichte, von der wir nach wie vor zehren.

Begeisterung für den Glauben ist etwas Gutes, aber es gibt leider auch „begeisternde“ Irrgeister, die zur Verwirrung beitragen. Zu diesem Thema äußert sich aus aktuellem Anlass *Felicitas Küble* mit dem Bericht über einen Kongress in Salzburg. Die Zukunftsperspektiven der Kirche hingegen leuchtet ein Artikel von *Walter Hoeres* aus: es gilt, aus dem Glauben unseren je persönlichen Beitrag zur Geschichte zu leisten und sich nicht auf anonyme Trends zu verlassen.

Die Buchbesprechungen setzen ein mit der Zeitgeschichte, dem Glaubenszeugnis in der DDR-Diktatur, und einer kritischen Neubeleuchtung der medialen Hinrichtung von *Kardinal Groer*. Wichtig für die Privatbibliothek eines jeden „aufgeweckten“ Katholiken ist ein Handbuch der Kirchengeschichte, das neben einer globalen Information auch in die Lage versetzt, auf unsägliche Aufgriffe leichter zu antworten. *Joseph Overath* stellt hier das neue dreibändige Werk von *Richard Niedermeier* vor, das sich trotz einiger Mängel dafür gut eignet und zu einem günstigen Preis erworben werden kann. Die Zuverlässigkeit der Evangelien wird unterstrichen in dem Werk des norwegischen Konvertiten *Erik Morstad*. Eine umfassende Bibliographie und Rezeptionsgeschichte der Werke der heiligen Karmelitin *Edith Stein*, einer der Patroninnen Europas, ist ebenfalls erwähnenswert. Wer am Beispiel der Heiligen Maß nimmt, wird bei seinem Glaubensweg nicht fehlgehen.

Auf der letzten Seite des vorausgegangenen Heftes von THEOLOGISCHES haben wir eine Unterschriftenliste zugunsten der Europäischen Bürgerinitiative „One of us“ („Einer von uns“) abgedruckt, mit der Bitte, sich für das Anliegen des Lebensschutzes einzusetzen. Inzwischen wurde die Nachricht veröffentlicht, dass diese Initiative in ganz Europa über eine Million Unterschriften erhalten hat und auch in Deutschland die erforderliche Mindestzahl von 75.000 überschritten hat (Pressemeldungen vom 13. Oktober). Danken möchten wir unseren Lesern, dass sie zu diesem Erfolg beigetragen haben. Weiter sollten wir dafür arbeiten und beten, dass der Schutz des menschlichen Lebens von Anfang an sich auch gesetzlich und politisch durchsetzt.

*Prof. Dr. Manfred Hauke
Via Roncaccio 7
6900 Lugano (Schweiz)*

IMPRESSUM

Verleger:

Fördergemeinschaft Theologisches e.V., Köln

Herausgeber:

Prof. Dr. Manfred Hauke, Via Roncaccio 7, CH-6900 Lugano

E-mail: manfredhauke@bluewin.ch

Redakteur im Sinne des Pressegesetzes von Nordrhein-Westfalen:

Prof. Dr. Johannes Stöhr, Humboldtstr. 44, D-50676 Köln

Nicht alle Deutungen und Meinungsäußerungen in unserer Zeitschrift entsprechen immer und in jedem Fall den Auffassungen des Herausgebers. Briefe an den Herausgeber können leider nur in Ausnahmefällen beantwortet werden.

Erscheinungsweise: in der Regel mindestens zweimonatlich, sonst monatlich.

Internetseite: www.theologisches.net

Produktion:

verlag nova & vetera e.K., Estermannstr. 71, 53117 Bonn,

Telefon 0228 – 9675676, Telefax: 0228 – 676209

Email: theologisches@novaetvetera.de

Konten der „Fördergemeinschaft Theologisches“ e.V. (gem. V.):

Konto 258 980 10 · BLZ 370 601 93 (Pax Bank eG Köln)

Für Auslandsüberweisungen:

Pax-Bank: IBAN DE51 3706 0193 0025 8980 10, BIC GENODED1PAX

Als gemeinnütziger Verein im Sinne der Abgabenordnung sind wir auf Ihre Jahresspende von mindestens 20 Euro angewiesen und bedanken uns im voraus herzlich dafür. Ihr Spendenbetrag ist steuerlich gegen Zahlungsnachweis berücksichtigungsfähig. Bei Beiträgen von mehr als 100 Euro erhalten Sie unaufgefordert eine gesonderte Spendenquittung.

ISSN 1612-6165

Resolutionen über „Gender Mainstreaming“ und die Weitergabe des Glaubens

Der Kongress „Freude am Glauben“ des „Forum Deutscher Katholiken“ hat am 31. August und am 1. September drei Resolutionen verabschiedet, die wir unseren Lesern auf Vorschlag von Prof. Dr. Hubert Gindert gerne zur Kenntnis bringen.

Resolution 1:

Gender – eine Bedrohung für Familie, Gesellschaft und Kultur

„Gender Mainstreaming“ ist eine politische Strategie der Vereinten Nationen (UN), der Europäischen Union (EU), vieler Regierungen und globaler Organisationen. Seit 1999 ist Gender Mainstreaming Leitprinzip und Querschnittsaufgabe der Politik, ohne dass es je eine öffentliche Debatte im Parlament gegeben hätte. Das neue Fach „Gender-Studies“ hat sich an den Universitäten fest etabliert und fordert von der heutigen akademischen Nachwuchsgeneration zunehmend ideologische Gefolgschaft.

Der politisch instrumentalisierte Kunstbegriff „Gender“ soll das „soziale Geschlecht“ bezeichnen, welches mit dem biologischen Geschlecht übereinstimmen kann oder auch nicht. Durch die „Dekonstruktion“ und „Vervielfältigung“ der vorgegebenen bipolaren Geschlechterordnung soll die „Geschlechterhierarchie“, also die tatsächliche oder vermeintliche Herrschaft des Mannes über die Frau, durch gesellschaftsverändernde Strategien gebrochen werden.

Darüber hinaus soll jede „sexuelle Identität“ (lesbisch, schwul, bi- und transsexuell) als gleichwertig akzeptiert und rechtlich mit der Heterosexualität gleichgestellt werden. Das jüngste Urteil des Bundesverfassungsgerichtes zur rückwirkenden Ausweitung des Ehegattensplittings auf gleichgeschlechtliche Partnerschaften und die sogenannte „Orientierungshilfe“ der EKD zeigen, wie weit der zersetzende Einfluss dieser Ideologie bereits in die Gesellschaft eingedrungen ist. Der im Grundgesetz vorgeschriebene „besondere staatliche Schutz von Ehe und Familie“ (Art.6,2) ist nicht mehr gegeben. Jede moralische Unterscheidung wird als „Diskriminierung“ angeklagt und zunehmend durch neu erfundene strafrechtliche Tatbestände wie „Homophobie“ und „Hassrede“ juristisch geahndet.

Die Teilnehmer des Kongresses Freude am Glauben sehen in der Politik des Gender Mainstreaming eine Bedrohung für Familie, Gesellschaft und Kultur, welche mit der Verpflichtung des Staates zur Förderung des Gemeinwohls nicht vereinbar ist. Die Familie wird dadurch weiter geschwächt, die demographische Krise verstärkt und die Lebensgrundlagen der kommenden Generationen untergraben.

Durch die Eliminierung des Leitbildes von Ehe und Familie und die aktive Sexualisierung der Kinder und Jugendlichen durch die obligatorische Sexualpädagogik in Kindergarten und Schule werden die Glaubensweitergabe und die Erziehung zu einer christlichen Lebensführung überaus erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht.

Wir fordern, dass die staatliche Förderung von Gender-Mainstreaming und die Indoktrination der Kinder und Jugendlichen beendet wird und sich insbesondere die Kirchen der Auflösung von Ehe und Familie mit allen Mitteln widersetzen.

Gabriele Kuby

Resolution 2:

Weitergabe des Glaubens hat absolute Priorität

Im Jahr des Glaubens, das von Papst Benedikt XVI. ausgerufen wurde und von seinem Nachfolger, Papst Franziskus, fortgeführt wird, rufen wir, die Teilnehmer des Kongresses „Freude am Glauben“, alle Katholiken in unserem Land auf, diesen Glauben mit Leidenschaft und Freude an die kommenden Generationen weiterzugeben.

- Lasst uns entschiedene Jünger Jesu werden und persönliche Verantwortung übernehmen für die Weitergabe des Glaubens – auch über den Umkreis der Familie hinaus.

- Wir wollen eine missionarische Umorientierung. Eine andere Schwerpunktsetzung in den Etats der Diözesen wäre von großem Vorteil. Wir sollten mit höchster Priorität in Menschen investieren, die dafür sorgen, dass unsere Kinder auch morgen noch an Gott glauben.

- In jedem Unternehmen ist die persönliche Identifikation seiner Mitarbeiter von außerordentlicher Bedeutung. Wir müssen Wege finden, dass es auch den Mitarbeitern unserer Kirche ein herausragendes Anliegen ist, sich mit ihr zu identifizieren und sie zu verteidigen, statt sie anzugreifen.

- Wir danken den Religionslehrern, die unter schwierigsten Bedingungen einen unverkürzten, authentischen Glauben lehren. Es wäre wichtig, dass die Diözesanleitungen dafür Sorge tragen, dass der YOUCAT und andere geeignete Lehrmittel an den Schulen vorhanden sind und eingesetzt werden.

- Wir können nicht weiter tatenlos zusehen, dass Kinder getauft werden, deren Eltern den Glauben weder kennen noch vermitteln wollen, dass Kinder zur Erstkommunion geführt werden, die nicht wissen, was sich unter Brot und Wein verbirgt, dass Jugendliche zur Firmung geführt werden, um sich in der Kirche von der Kirche zu verabschieden, und dass sich Menschen das Ehesakrament spenden, ohne zu wissen, wofür sie sich verpflichten.

- Folgen wir alle, Laien und Bischöfe, Papst Benedikt in seinem Ruf nach konsequenter Entweltlichung der Kirche! Folgen wir Papst Franziskus in seinem Kampf gegen eine „verweltlichte Kirche“, die krank ist und ihren Auftrag verrät, weil sie nur noch „aus sich und für sich selbst lebt“.

- Lasst uns eine Kirche sein, die evangelisierend „aus sich herausgeht“, wie es Papst Franziskus fordert. Glaubensweitergabe ist kein Luxus, sondern heilige Pflicht aller getauften und gefirmten Katholiken.

Resolution 3:

Frohgemut Zeugnis ablegen

„Damit der Glaube neu erstrahlt“, unter diesem Wort von Papst Benedikt XVI. stand der 13. Kongress „Freude am Glauben“ in Augsburg. Am Ende des von Benedikt ausgerufenen „Jahr des Glaubens“ kam es darauf an, uns im Glauben gegenseitig zu bestärken, damit wir als Glaubenszeugen in einer säkularen Welt Zeugnis abzulegen bereit und imstande sind.

Wir haben deutlich gemacht, dass wir dabei als katholische Christen keinen Wert darauf legen, interessant zu sein, sondern

klar zu machen, dass wir als getaufte Christen einen solchen Auftrag haben. „Christus hat nämlich keine Dozenten eingesetzt, sondern Nachfolger“ (Sören Kierkegaard).

Die Fundamente unseres Glaubens bröckeln immer stärker, und er steht nicht mehr im Zentrum unseres Lebens, sondern verliert fortlaufend an Bedeutung und Anerkennung. Aber wenn Christus unsere große Liebe ist und im Mittelpunkt unseres Lebens steht, dann werden von uns in einem solchen Zeugnis Mut und Standhaftigkeit verlangt, und wir werden oft mit Schmähungen und „sprungbereiter Feindseligkeit“ konfrontiert werden. Denn Gott wird vom Menschen immer mehr dadurch herausgefordert, dass er mit der Rolle des Geschöpfes nicht mehr zufrieden ist, sondern sich zum Schöpfer erheben will. Dies wird besonders deutlich in allen Fragen des Lebensschutzes und in der Reduzierung des Stellenwertes und der Bedeutung von Ehe und Familie. Da für uns biblische Schöpfungsordnung, Evangelium und Naturrecht unser Handeln bestimmen, akzeptieren wir keine Ideologie, die einen Menschen der Verfügungsgewalt eines anderen unterwirft.

Wir sagen klar und deutlich, dass nur Gott Herr über Leben und Tod ist. Deshalb treten wir engagiert für den Schutz des Lebens von Anfang bis zu seinem Tod ein. Dies bedeutet: Wir sind gegen die Forschung mit embryonalen Stammzellen, gegen Ab-

treibung, auch gegen die sog. „Pille danach“, so lange keine zweifelsfreien Forschungsergebnisse darüber vorliegen, die belegen, dass sie ausschließlich eine verhütende und keine abtreibende Wirkung hat, gegen die Ziele der Selektion von behinderten Menschen durch die Präimplantationsdiagnostik (PID) und gegen Suizid-Beihilfe.

Und die Familie bleibt für uns „der Ort der Kultur des Lebens“ (Papst Johannes Paul II.), in deren Mittelpunkt das Kind steht, das Vater und Mutter braucht. Wir dürfen in unserer Gesellschaft nicht abseits stehen, müssen uns in der Politik einbringen und dort, wo notwendig, Widerstand leisten.

Papst Franziskus hat uns aufgerufen, nicht schön zu reden, weil die „Scheinheiligkeit die Sprache der Entstellung“ ist. Deshalb ducken wir uns nicht feige weg und schleichen uns nicht davon, sondern treten glaubensstark, mutig und engagiert auf. Und wer Gott verteidigt, der verteidigt wegen seiner Liebe zu uns auch die Menschen. Wir glauben fest an ihn, und „diesen Osterglauben kann uns niemand rauben“. In einem anderen bekannten Kirchenlied heißt es: „Ich bin getauft und Gott geweiht“. Deshalb ist der Glaube für uns ein Geschenk und keine Last. Und deshalb legen wir frohgemut Zeugnis von ihm ab.

Prof. Dr. Werner Münch

PETER P.J. BEYERHAUS

Offener Brief an Präses Dr. Nikolaus Schneider

72810 Gomaringen bei Tübingen, Schulstr. 1

12. Juli 2013

Sehr geehrter Herr Präses Schneider!

Seit Wochen beschäftigt sich die kirchliche und weltliche Öffentlichkeit mit der im Auftrag der Evangelischen Kirche in Deutschland veröffentlichten Orientierungshilfe zum Thema *Ehe und Familie* „Zwischen Autonomie und Angewiesenheit – Familie als verlässliche Gemeinschaft stärken“.

Eine heftige Debatte entzündet sich vor allem daran, dass in der „OH“ erklärt wird, die Kirche sei aufgefordert, Familie neu zu denken, von dem Ausgangspunkt her: Beziehung bedeute auch für Christen vor allem eines: ein verlässliches Miteinander. „Liest man die Bibel von dieser Grundüberzeugung her“, heißt es wörtlich, „dann sind gleichgeschlechtliche Partnerschaften, in denen sich Menschen zu einem verbindlichen und verantwortlichen Miteinander verpflichten, auch in theologischer Sicht als gleichwertig anzuerkennen“.

Das fragliche Dokument gipfelt in den Aufforderungen: „Wo sich Menschen in den ihre Beziehungen entscheidenden Lebenssituationen unter den Segen Gottes stellen wollen, sollte die Kirche sich deshalb auch aus theologischen Gründen nicht verweigern.“ Die Form, in der Familie und Partnerschaft gelebt

werde, dürfe nicht ausschlaggebend sein: „Alle familiären Beziehungen, in denen sich Menschen in Freiheit und verlässlich aneinander binden, füreinander Verantwortung übernehmen und fürsorglich und respektvoll miteinander umgehen, müssen auf die Unterstützung der evangelischen Kirche bauen können.“

Die im Namen der EKD ergangene Erklärung stellt – so ist aus theologischer Sicht zu konstatieren – mit diesem neu eingeführten Konzept eine Revolution in der gesamten bisherigen Tradition evangelischer Ehe- und Familienethik dar. Sie steht auch im Gegensatz zu fast allen Stellungnahmen, welche die EKD und ihre Gremien bisher zu diesem lebenswichtigen Thema abgegeben haben. Bisher wusste man, dass die Kirche nicht das segnen darf, was Gott nicht segnet.

Weshalb „Revolution“? De facto verabschiedet sich die evangelische Amtskirche damit von dem uns in der Bibel gewiesenen Leitbild der Ehe zwischen einem Mann und einer Frau als Stiftung Gottes des Schöpfers. Er hat auf diese seinen Ursegel gelegt, damit sie seine Aufforderung verwirklichen können, fruchtbar zu sein und die Erde zu füllen, um so in Seinem Auftrag die Herrschaft über alle irdischen Wesen auszuüben (Gen 1, 26–29).

Auch *Jesus* hat sich eindeutig zu diesem Schöpfungsplan für die unauflösliche Ehe zwischen Mann und Frau bekannt (Mt

19, 4-6 u. ö.) und sie für bleibend verbindlich erklärt. Zwar steht auch die OH dem traditionellen Familienmodell Gültigkeit zu, jedoch nicht mehr als einziger Form des familiären Zusammenlebens. Stattdessen werden auch moderne Formen des Zusammenlebens als gleichberechtigte Alternativen in Schutz genommen. Homosexuelle und lesbische Partnerschaften wie auch „Patchwork-Familien“ werden nicht mehr als Ausdruck bzw. Folgen sündhaften Vergehens gegen das sechste Gebot verstanden, sondern in der christlichen Gemeinde als legitim willkommen geheißen. Dadurch aber beugt sich die protestantische Kirche in Anpassung an den Zeitgeist dem sittlichen Verfall und der Auflösung der Grundlagen unserer christlich-abendländischen Kultur. Sie betrachtet sie als eine der heutigen Zeit entsprechende Entwicklung, die hinzunehmen, ja anzuerkennen sei.

Dagegen haben verantwortliche evangelische Christen, einschließlich bekannter Bischöfe wie *Frank Otfried July* und *Hartmut Löwe*, wie auch die Vorsitzenden der Deutschen Evangelischen Allianz *Dr. Michael Diener* und der Konferenz Bekennender Gemeinschaften, Pastor *Ulrich Rüß*, schärfsten Protest eingelegt. Dazu ertönen aus der Römisch-Katholischen Kirche Stimmen, die in diesem Alleingang eine ernste Gefahr für die ökumenische Gemeinschaft zwischen den Konfessionen erblicken.

Was diesem skandalösen Vorgang nun die Krone aufsetzt, ist die Tatsache, dass kein Geringerer als Sie, Herr Dr. Schneider, sich als Ratsvorsitzender der EKD und Präses der Ev. Kirche im Rheinland mehrmals in der Öffentlichkeit positiv zu dem unsäglichen Familienpapier geäußert und es gegen die Kritik von kirchlicher und weltlicher Seite verteidigt haben.

Sie taten es beim Jahresempfang der EKD am 27. Juni in Berlin, bei dem Sie die scharfe Kritik an der OH mit den Worten zurückwiesen, die traditionelle lebenslange Familie bleibe „das Leitbild unserer Kirche, aber nicht mehr die einzige Form, die auf den Segen Gottes hoffen kann ... „Wir können und dürfen als evangelische Kirche unsere Augen nicht vor der gesellschaftlichen Realität verschließen“. Im gleichen Sinn äußerten Sie sich jüngst hier in Tübingen bei Ihrem Besuch am 5. Juli. So berichtete das Schwäbische Tagblatt, dem Sie ein Interview gaben, unter der Überschrift: „Auf dem Weg zur modernen Partnerschaft. – Nikolaus Schneider setzt sich als EKD-Ratsvorsitzender für ein neues Verständnis von Familie und für mehr Ökumene ein.“

Welchen moralischen Flurschaden die OH der EKD und deren Ratsvorsitzender anrichten, kann ich hier vor Ort miterleben. Die „Orientierungshilfe“, die in Wirklichkeit eine „Desorientierungshilfe“ darstellt, bildet nicht nur eine aktuelle sittliche Gefahr; sie ist auch fahrlässig oberflächlich erarbeitet. Das lässt sich leicht an dem Gebrauch missverständener bzw. bewusst missdeuteter Bibelstellen aufzeigen.

Der Informationsdienst der Evangelischen Allianz *idea Spektrum* zitiert in seiner Ausgabe vom 27. Juni einige Schlagzeilen, unter denen Presseorgane über die OH kommentierend berichten: „Schwafelkirche in Selbstauflösung“ (Cicero Magazin) – „Murks“ (FAZ) – „Es ist zum Katholischwerden!“ (Wiesbadener Kurier). Der letztgenannte Ausruf entstammt dem Urteil des ehemaligen Verfassungsrichters *Hans-Joachim Jentsch*. Es ist besonders ernst zu nehmen; bringt es doch die Reaktion zahlreicher anderer evangelischer Christen zum Ausdruck, auch die meine.

Das Alarmierende ist: Immer mehr glaubenstreue evangelische Christen empfinden, bei ihrer reformatorischen Mutterkirche ihre geistliche Heimat verloren zu haben. Diese jüngste Ver-

lautbarung ist nach der Verabschiedung des Pfarrdienstgesetzes, welches das Zusammenleben homosexueller Paare in evangelischen Pfarrhäusern sanktioniert, ein weiterer bedrohlicher Schritt in dieser Richtung. Jene Christen ringen darum ernstlich mit der Frage, ob sie in die Katholische Kirche übertreten sollen. Zwar gibt es auch hier, wie die aufgedeckten Missbrauchskandale zeigten, sexuelle Verwilderung; doch das päpstliche und bischöfliche Lehramt der Römisch-Katholischen Kirche ist bisher intakt geblieben. Es bietet den Gliedern eine eindeutige geistlich-ethische Orientierung auf dem Boden von Bibel und Tradition.

In der Evangelischen Kirche, der „Kirche des Worts“, hingegen ist das schon lange nicht mehr der Fall. Man denke nur an einige ihrer Stellungnahmen zu Themen wie Abtreibung, Euthanasie, Embryonen-Experimente und Segnung gleichgeschlechtlicher Paare. In diesen allen schaden die protestantischen Kirchen nicht nur sich selbst; sie zerstören in mehreren europäischen Ländern damit auch die ökumenische Gemeinschaft, die sie bis dahin in ethischen Fragen mit der Katholischen und der Orthodoxen Kirche verband. Auch hohe katholische Amtsträger sehen das so. Dass daraus eine Gefahr für die Fortsetzung des interkonfessionellen Dialogs erwachsen ist, ist nur ein Aspekt der fatalen Auswirkungen der geschehen Weichenstellungen.

Nun frage ich Sie, Herr Dr. Schneider, in Konsequenz des Gesagten: Wollen Sie es in Kauf nehmen, dass Sie sich durch Ihre Bejahung und Apologie dieser *Desorientierung* weiter schuldig an der ethischen Verwirrung in den evangelischen Gemeinden machen? Mehr noch: Wollen Sie das Ihnen anvertraute exponierte Amt, das vor Ihnen u.a. so herausragende Persönlichkeiten wie *Theophil Wurm*, *Otto Dibelius* und *Hermann Dietzfelbinger* vorbildlich ausgeübt haben, vollends durch ein bewusstes Mitwirken an der Zersetzung der von Gott gegebenen Schöpfungsordnung von Ehe und Familie in unserem Volk beflecken?

Oder sind Sie unter dem Eindruck des durch das EKD-Papier und Sie selber entfesselten Sturms bereit, eigene Fehlorientierung einzugestehen und sich angesichts der Heiligkeit Gottes – möglichst gemeinsam mit dem gesamten Rat der EKD – vor ihm zu distanzieren?

Sollten Sie sich dazu durchringen, so dürfen Sie sich der dankbaren Unterstützung vieler Amtsträger und Gemeindeglieder in den evangelischen Landeskirchen gewiss sein, auch der Bekennenden Gemeinschaften in den evangelischen Kirchen Deutschlands. Sollten Sie, Herr Dr. Schneider, jedoch – was Gott verhüte! – in Ihrer bisherigen Haltung verharren, so fordere ich Sie im Namen vieler ähnlich denkender Mitchristen hiermit öffentlich auf: Legen Sie bitte Ihr Hirtenamt als Ratsvorsitzender der EKD, das Sie – und ob aus dem Willen zur Güte heraus – zu einem Kompromiss mit höchst einschneidenden Folgen missbraucht haben, nieder!

Tun Sie dies ebenso bereitwillig, wie das einsichtiger Weise Ihre Vorgängerin im Amt, Frau *Dr. Margot Käßmann*, nach ihrer im Trunk vollzogenen Rotlicht-Überquerung getan hat. Dabei war ihr Vergehen verhältnismäßig harmlos; denn sie hat gegen die von Menschen aufgestellte Verkehrsordnung verstoßen; Sie, Herr Präses Schneider, aber haben sich öffentlich den Ordnungen Gottes widersetzt!

Es grüßt Sie mit dem Ausdruck des Bedauerns

Peter P. J. Beyerhaus

(Universitätsprofessor em. und Ehrenpräsident der Internationalen Konferenz Bekennender Gemeinschaften)

Die Evangelische Kirche Deutschlands hat sich abgeschafft. Ihre Todesanzeige: Das EKD-Elaborat zur Familie¹

1. Wir haben euch nichts zu sagen

Der Protestantismus hat der Welt nichts mehr zu sagen! Er hört und schaut nur noch auf die Gesellschaft, so wie sie ist, und wie in ihr jetzt Familie gelebt wird, um zu erklären, dass es die vornehmste Aufgabe der evangelischen „Kirche“ sei, sich der Realität anzupassen. Fleischhauer schreibt dazu: „Wir haben hier vielmehr das Dokument eines spektakulären Versuches der Verweltlichung von innen, wie ihn so noch keine der großen Religionen unternommen hat.“² Die Welt ist das Licht der Kirche, ja sie ist in ihrer jeweiligen Verfasstheit und Bewegungstendenz die Norm der Auslegung der Bibel und der traditionellen Lehre von der Ehe und Familie. In Kath.net wird dann so resümiert: „Die Bibel hat Unrecht und der Zeitgeist hat Recht.“³

Der erste Leseindruck: hier wird ganz auf alles theologische Denken verzichtet zugunsten eines schlichten historischen Relativismus: die Vorstellungen und die gelebte Gestaltung von Ehe und Familie wandle sich im Laufe der Zeiten, auch das biblisch dokumentierte Eheverständnis sei eben eines einer bestimmten historischen Situation, und jetzt sei alles pluralistischer und experimenteller geworden. Das habe die Theologie zu akzeptieren, und die Kirche müsse nun ihr Tun und Lassen dem anpassen.

2. Das Ende der reformatorischen Theologie

Galt der reformatorischen Theologie die Hl. Schrift als die Norm, so zersetzte der Protestantismus diese Norm durch die Einsicht, dass auch die Bibel ein Produkt von (allzu) menschlichen Verfassern und von Traditionsbildungen ist. Die Autorität der Bibel löst sich so auf: alles ist geschichtlich-zeitlich bedingt. Somit verkündet die Hl. Schrift nicht mehr ewige Wahrheiten, und das gilt nach diesem Papier auch zum Nein zur Homosexualität, sondern nur noch zeitbedingte Vorstellungen. Der EKD-Präses Schneider ist in diesem Punkte radikal. Selbst das Fundament des christlichen Glaubens, das Bekenntnis, dass Jesus der Messias, der Christus ist, möchte er um des christlich-jüdischen Dialoges willen revozieren. Die Identifizierung des Jesus von Nazareth mit dem erwarteten und erhofften Messias sei wohl zu vorschnell erfolgt. Und das eindeutige Zeugnis des Neuen Testaments, dass Jesus der Christus ist, ist dann eine kontextuell bedingte voreilige Identifikation Jesu mit dem Messias gewesen⁴. Wenn schon das Herzstück des christlichen Glau-

bens kein Gehör mehr findet in der EKD, dann wundert es nicht, dass auch alles andere der Bibel nur noch zeitgeschichtlich bedingte Meinungen sind.

Das zweite Herzstück der reformatorischen Theologie, die lutherische Rechtfertigungslehre, ist für den zeitgenössischen Protestantismus nur noch ein museales Exponat längst vergangener religiöser Vorstellungen. Als Surrogat fungiert dann die naiv-einfache Predigt vom Gott der Liebe, der jeden und alles bedingungslos, so wie es ist, bejaht. Und aus dieser unbedingten Liebesbotschaft lassen sich nun mal keine ethischen Gebote oder gar eine christliche Moral deduzieren. Gott sagt nur noch zu jedem: Ich liebe dich, so wie du bist. Und eine Ethik aus dem Gesetz Gottes oder den Ordnungen Gottes, dieses genuin lutherische Anliegen ist auch längst *ad acta* gelegt. Das von Luther und Melancthon hochgehaltene Gesetz Gottes in seinen verschiedenen drei Gebräuchen, dem politischen als *jus naturae* zur Ordnung des öffentlichen Lebens, dem theologischen zur Überführung des Sünders als unter dem Zorn Gottes Stehenden und dem dritten, der Aufgabe für den Christen, als solcher zu leben, ist im Protestantismus völlig verschwunden. Das Gerede vom Gott, der nur noch Liebe ist, verdrängte auch diese für die reformatorische Morallehre so bedeutsame Fundierung. Ganz erfüllt vom hedonistischen Geist gilt jetzt die Maxime: lebe, was dir Spaß macht, solange du damit niemand anderem schadest, und mehr hat die protestantische Moral nicht mehr der Welt zu sagen. Eine religiöse Ethik kann es im Protestantismus nicht mehr geben als Beantwortung der Frage: wie habe ich zu leben, damit ich Gott wohlgefällig lebe? Denn die Predigt von der unbedingten Liebe lässt ein Tun und Unterlassen, damit der Mensch gottgefällig lebe, nicht mehr zu. Die Unbedingtheit der göttlichen Liebe ist der Tod jeder religiösen Moral.

Platon hat ja aufs trefflichste die Axiome jeder religiösen Moral bestimmt: dass Gott ist, dass er sich different zum differenten Verhalten der Menschen verhält und dass die Gunst Gottes nicht leicht erreichbar ist⁵. Diese drei Axiome sind die Grundbausteine jeder gelebten Religion. Implizite Voraussetzung ist dabei, dass Gott als Geber alles Guten gedacht wird und dass er so seine guten Gaben gibt in Relation zum ethischen Wandel der Menschen und dass die Menschen sich um ein ethisches Leben bemühen müssen, weil, wenn unter den Zorn Gottes gefallen, es nicht leicht ist, (um es mit Luther zu sagen) einen gnädigen Gott zu bekommen. Die Vorstellung von einem Gott, der nur noch Liebe ist und alles vergibt, macht so die Gnade zu einer billigen Gnade und desavouiert den Ernst des sittlichen Lebens. Die Kehrseite dessen ist dann das hedonistische Lebensideal: „ich will Spaß“.

3. Der Welt nach dem Munde reden

Was bleibt dann vom reformatorischen Ehe- und Familienverständnis übrig? Nichts, weil ihm so der protestantisch-christ-

¹ KIRCHENAMT DER EKD (Hrsg.), *Zwischen Autonomie und Angewiesenheit. Familie und verlässliche Gemeinschaft stärken. Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD)*, Gütersloh 2013.

² JAN FLEISCHHAUER, *Scheidung leicht gemacht*, in Spiegel-Online, der Schwarze Kanal, 20.06.2013.

³ Kath.net, *Die EKD, die Familie und der Zeitgeist*, 19.7.2013.

⁴ Vgl. UWE CHRISTIAN LAY, *Die protestantische Aufkündigung des urchristlichen Bekenntnisses zu Jesus Christus*, in: THEOLOGISCHES 9/10 2011.

⁵ Vgl. PLATON, *Gesetze X*, 885b.

liche Boden entzogen worden ist. Diese EKD-Studie besteht einfach darin, dass sie nichts der Welt zu sagen hat! Sie spiegelt die Welt, so wie sie jetzt ist, wieder und sagt: „Amen“ dazu.

Die pathetische Parole der Autonomie meint somit in diesem Text nur noch, dass das, was unter Ehe und Familie zu verstehen sei, ganz abzulösen sei von dem traditionell christlichen Verständnis von Ehe und Familie. Als eine Modernisierung von Traditionsbeständen durch eine Entkernung könnte das Prozedere dieses Elaborates bezeichnet werden: es bleibt die Fassade stehen, um dann dahinter alles Mögliche und Unmögliche, nur eben Zeitgeistkonformes zu verbergen. Am Ende kommt heraus: Alles ist Familie, wo zwei Menschen, gemischtgeschlechtlich oder gleichgeschlechtlich in Partnerschaft verbunden irgendwie zusammen leben mit oder ohne Kinder. „Bis dass der Tod euch trennt“, ist auch nicht ernst zu nehmen, sondern drückt nur den Wunsch nach gelingender Liebe aus. Scheitert sie, spricht nichts gegen eine Scheidung und weitere Liebesglücksversuche. Und die Realität der Patchworkfamilien zeigt ja, dass die Kirche sich nicht fixieren dürfe auf die traditionelle Vorstellung von Ehe und Familie.

Man möge sich einmal vorstellen, dass im schulischen Verkehrsunterricht der Lehrer erklärte: Da so viele Menschen täglich angetrunken Auto fahren, müsste die Straßenverkehrsordnung diese Realität anerkennen und das Verbot alkoholisierten Autofahrens abstellen. Das wäre absurd – aber nicht für die EKD-Ad-Hoc-Kommission, die dieses Papier zu verantworten hat. Sie plädiert dafür, dass alles, was an Formen geschlechtlichen Zusammenlebens gelebt wird, nur deshalb, weil es so praktiziert wird, auch legitim sei. Für die einstige EKD-Vorsitzende ist Trunkenheit am Steuer erlaubt, weil viele das so praktizieren! Darin manifestiert sich die völlige Kapitulation der Moral vor der Wirklichkeit. Es ist keine falsche, irrtumsbehaftete Moral, die hier propagiert wird, sondern einfach die völlige Aufgabe jeder Moral im Jasagen zu dem, was nun mal ist. Erkenntnistheoretisch ist dies das Unvermögen, das Sprachspiel indikativer Aussagen: was ist der Fall? zu unterscheiden von dem Sprachspiel normativer Rede: was soll sein? Sprachspiel soll hier in loser Anknüpfung an Lyotard meinen, dass diese beiden Diskurse nach je eigenen Regeln strukturiert sind mit je eigenen Verifikations- und Falsifikationsregeln⁶.

4. Hintergründe der Zerstörung der Familie

Aber welche Wirklichkeitsmacht zermalmt denn nun die Institution der Familie, sodass sie sich in die Beliebigkeit von: „Wie es euch gefällt“ auflöst? Zwei starke Mächte sind in dem Text spürbar: der 68er Geist, dem Ehe und Familie primär Organisationen der Repression sind, der Frauenunterdrückung und der Abrichtung der Kinder für die Gesellschaft. Daneben steht die Kraft der Ökonomie, der die traditionelle Familie ein Hindernis ist für die die Wirtschaft. Frauen, die statt dem Arbeitsmarkt zur freien Verfügung zu stehen, daheim Familienmütter sind, sind für die Wirtschaft eine Ressourcenverschwendung. Die Frau hat wie jeder Mann dem Arbeitsmarkt zur Verfügung zu stehen. Die traditionelle Familie muss den ökonomischen Interessen geopfert werden, lautet so der Tenor des Papiers.

„Die traditionellen Leitbilder halten den Herausforderungen der Wirtschaft und Gesellschaft und den vielfältigen Erwartungen von Familien nicht mehr stand“. Dass die Wirtschaft als erstes genannt wird, zeigt dabei den Realismus dieses Papiers. Aber warum widerspricht die traditionelle Ordnung der Familie der Wirtschaft?

Dieser Gedanke soll hier *en passant* erläutert werden, weil dies EKD-Papier nicht einfach nur ein Produkt eines Zeitgeists ist. Es ist die Manifestation des unbedingten Willens, die Institution der Familie dem Primat der Ökonomie zu unterwerfen. Denn die sozialen Kosten für die Erziehung von Kindern in traditionellen Familien ist der Wirtschaft heute zu hoch. Sie müsste die Kosten über den Arbeitslohn aufbringen; der Mann als Ernährer der Familie müsste dafür ein ausreichendes Gehalt beziehen. So definierte noch die katholische Soziallehre den gerechten Lohn, dass die Familienmutter keiner Erwerbstätigkeit nachgehen müsste, um ihrer Berufung gerecht werden zu können⁷. Aber: Wie viele Männer verdienen heute noch so viel, dass allein von ihrem Gehalt eine Familie leben könnte? Staatliche Hilfen als Ausgleich für ein so geringes Gehalt haben nun wiederum den Nachteil, dass sie über Steuern finanziert werden und so auch die Wirtschaft belasten.

Dieses Konzept wird aber als gemäßigte Form der Auflösung der traditionellen Familie gutgeheißen, sofern dabei die Mutter fast unbegrenzt dem Arbeitsmarkt zur freien Verfügung steht und die Verstaatlichung der Kindererziehung, von der Kita, über den Kindergarten bis zur Ganztagschule steuerpolitisch nicht primär den Nutznießern, den Unternehmern aufgelastet wird. Rhetorisch ausgeschmückt wird dies durch die auf *Karl Marx* zurückführbare Meinung, dass der Mensch erst durch die (Erwerbs)Arbeit zum Menschen wird und so auch unbedingt die Frau erwerbstätig sein müsse um ihres Menschseins willen. Die Berufung zur Mutterschaft wird dann konsequenterweise nur noch als ein potentielles Hobby für Frauen angesehen. Aber die Wirtschaft braucht Arbeitskräfte. Marxistisch nannte man das die erweiterte Reproduktion der Arbeitskraft: dass der Arbeiter so viel verdienen muss, damit er nicht nur selbst sich immer wieder neu restaurieren kann, um auch morgen wieder arbeiten zu können, sondern auch damit er eine Familie gründen kann, so dass es Nachwuchsarbeiter gibt⁸. Aber die Gesamtausbildungskosten, angefangen von der Freistellung vom Arbeitsmarkt für werdende Mütter, dem Mutterschutz bis zur staatlichen Kindererziehung sind hoch. Darum bietet sich die radikale Lösung, die der Auslagerung der erweiterten Reproduktion in andere Billigländer an.

Die radikale Lösung lautet: der Import von schon ausgebildeten Arbeitskräften aus der sog. Dritten. Welt. Die Ausbildungskosten fallen so den Heimatländern zur Last. Das bedeutet für die Institution der Familie als dem klassischen Ort der Kindererziehung, dass er als zu teuer für den notwendigen Nachwuchs an Bedeutung verliert. Die Familie ist ersetzbar geworden durch jede Form zwischenmenschlichen Zusammen-

⁷ Vgl. PIUS XI., Enzyklika *Quadragesimo anno* (DH 3735).

⁸ Vgl. dazu – kurz und sehr prägnant: LOUIS ALTHUSSER, *Reproduktion der Arbeitskraft*, in: DERS., *Ideologie und ideologische Staatsapparate* (Gesammelte Schriften 5,1), Hamburg 2010, S. 40-44.

⁶ Vgl. J.-F. LYOTARD, *Der Widerstreit*, München 1989.

lebens, auch einer solchen, die Nachwuchs ausschließt. Ist die traditionelle Ethik am Fortbestand des Sozialwesens durch eigenen Nachwuchs interessiert und fördert so das Familienleben, so ist der postmodernen Familienethik dies kein Anliegen mehr. Das Konzept des Importes, auch Migration genannt, ersetzt so die Sorge um den eigenen Nachwuchs. Deshalb kann auch eine Familienethik die Frage nach der Förderung von Nachwuchs als sekundär betrachten und auch Familienformen unterstützen, die eigenen Nachwuchs ausschließen. Ja, solche haben rein ökonomisch gesehen sogar Vorzüge: sie befriedigen das menschliche Bedürfnis nach Partnerschaft, nach einem Du und schließen den Kollateralschaden eines eigenen Nachwuchses aus, der unerwünschte Kosten verursachen würde. Gerade darum stößt plötzlich die Familie ohne Kinder auf so viel Sympathie, selbst bei „Homosexuellen“ wird sie geradezu propagandistisch bejubelt. Das EKD-Papier will sich dem einfach nur anpassen, ohne dass die Hintergründe kritisch reflektiert werden. Man begnügt sich mit der Aussage, dass die traditionelle Familie nicht mehr den Ansprüchen der Ökonomie entspricht und dass deshalb diese Institution umgeformt werden müsse, also marktkompatibel zu gestalten sei.

5. Eine erste Bilanz

Resümierend kann festgestellt werden: die Institution der Ehe und die Sozialgestalt der Familie werden nicht mehr primär unter dem Aspekt der Selbsterhaltung des Gemeinwesens durch eigenen Nachwuchs gesehen, wegen der zu hohen Kosten für Nachwuchs in traditionellen Familien. Die Auflösung der traditionellen Familie beginnt somit mit der erzwungenen Erwerbstätigkeit der Frau und der damit verbundenen Nötigung, das Familienleben kompatibel mit der Doppelberufstätigkeit beider Eltern zu gestalten. Die Auflösung wird dann forciert durch das Konzept des Importes von sogenannten Wirtschaftsflüchtlingen, von in der sogenannten Dritten Welt ausgebildeten Arbeitskräften, die dann in Europa arbeiten. Das ist der objektive Hintergrund für die Akzeptanz der Homosexideologie mit ihrer Forderung der Gleichstellung von gleichgeschlechtlichen Ehen. Um es traditionell zu formulieren: die Finalursache der Ehe, die eigene Nachkommenschaft, wird zu einem bloß kontingenten Zusatz zur Ehe herabgewürdigt und stattdessen die Partnerschaft zu dem Ziel der Ehe hochstilisiert. Und das ermöglicht nun erst auch, eine Homosexehelie als gleichwertige zu behaupten. Im Hintergrund wirft das dann auch die Frage auf: warum soll denn eine Liebespartnerschaft nicht auch mehr als zwei Personen umfassen? In einem avantgardistischen Vortrag auf dem evangelischen Kirchentag wurde dies dann ja auch als Zukunftsperspektive eingefordert.

Das EKD-Papier sieht diesen Zusammenhang, wenn es ganz nüchtern feststellt, dass die Interessen der Wirtschaft der Ordnung der traditionellen Familie widersprechen und dass so die Familie der Wirtschaft zu opfern ist. Die Familie wird so emanzipiert von den traditionell christlichen Vorstellungen, nur um sie dann ganz und gar den Interessen der Wirtschaft unterzuord-

nen. Mit christlicher Ethik hat das nun nichts mehr zu tun, aber von der hat sich die EKD schon lange verabschiedet.

6. Der Ursprung des Abfalles

Aber wann begann dieser Abschied? Wider alle ökumenischen Illusionen muss auf diese Frage auf Luther verwiesen werden. Er war der Anfang dieses Endes. Luther, und nicht erst *Eske Wollrat*, die auf dem letzten evangelischen Kirchentag die kirchliche Anerkennung von mehreren gleichzeitigen Liebesbeziehungen einforderte⁹ – er war es, der seine Liebe zur Polygamie entdeckte. Er erlaubte auf Anfrage in einem theologischen Gutachten die Polygamie¹⁰. Die viel gepriesene „evangelische“ Freiheit eines Christenmenschen als Befreiung vom menschlichen Kirchengesetz deklariert, erwies sich schon damals auch als Befreiung von den Geboten Gottes im Namen der Freiheit. Freisein von den Geboten Gottes, frei vom Gesetz Gottes, dieses liebliche Revolutionslied erklang mit Luther und lebte subkutan im Protestantismus fort. Jetzt triumphiert dieses Autonomieverständnis als die Vorstellung vom Befreitsein von der Last der göttlichen Gesetze zugunsten des: alles, was Spaß macht, ist erlaubt, solange es anderen nicht schadet. Aber diese Freiheit ist nur die Vorderseite für die Wahrheit, dass nun der autonome Mensch umso mehr den Zwängen der Welt unterworfen werden soll. Nur, und das muss hier auch betont werden: die Verweltlichung und Selbstsäkularisierung des Christentums begann mit Luthers Kritik der guten Werke als heilsnotwendigen, womit faktisch primär die spezifisch religiösen Werke gemeint waren und somit insbesondere das monastische Lebensideal. Nicht die Anarchie als Gesetzlosigkeit, sondern das gut bürgerliche Leben war nun nach Luther das Exerzierfeld des Christen, also der Ort der praktischen Nachfolge. Aber in dem steckt schon der Geist der Verweltlichung der christlichen Existenz, dass nun aus der heiligen Ordnung der Ehe, dem Sakrament, ein rein weltliches Ding wurde, das dann auch nach rein weltlichen Kriterien gestaltbar ist und seien das die Anforderungen der Wirtschaft – und das schon durch den Reformator Luther.

7. Ökumenische Folgen?

Jetzt stehen wir am Ende dieser Devolution: ein Irrweg, der nun sein verdientes Ende findet im Tod des Protestantismus. Welche Konsequenzen sollte das für uns Katholiken haben? Eine Frage müssen wir uns stellen: Kann eine Ökumene noch einen Sinn machen mit dieser EKD? Gibt es denn überhaupt noch Glaubensgemeinschaften? Der Glaube an Jesus Christus ist nicht mehr der Glaube der EKD! Um des christlich-jüdischen Dialoges willen wird das Bekenntnis zu Jesus als dem Christus revoziert. Ja, Judenchristen wurden vom letzten evangelischen Kirchentag ausgeschlossen, weil die EKD jede Art von Judenmission ablehnt. Damit schloss diese Kirche auch alle 12 Apostel, die alle auch Judenmissionare waren, aus ihrer Kirche aus! Eine Gemeinsamkeit im christlichen Glauben gibt es so mit der EKD nicht mehr! Und in ethischen Fragen, die man vielleicht unabhängig vom christlichen Glaubensbekenntnis behandeln könnte, müssen wir nun konstatieren: die EKD verzichtet auf jede religiöse Ethik, um sich der Welt anzupassen. Gibt es noch irgendwelche Gemeinsamkeiten? Ein Moratorium für den katholisch-evangelischen Dialog wäre mehr als erstrebenswert angesichts dieser desolaten Situation!

Uwe C. Lay
Pfadrachöderstraße 16
94474 Vilshofen/Niederbayern

⁹ ESKE WOLLRAD bejaht mehrere Liebesbeziehungen gleichzeitig; vgl. Kath net, 6.5.2013.

¹⁰ Vgl. REINHARD DÖRNER (Hrsg.), „Lehrer des Glaubens“? Luther einmal anders, Stadtlohn 2005 (2010), S. 49-51.

„Eine Quelle der Inspiration und der Hoffnung“ –

Der Internationale Liturgiekongress „Sacra Liturgia 2013“ vom 25.-28. Juni 2013 in Rom

Vier Tage lang versammelten sich 350 Männer und Frauen aller Altersstufen aus 35 Ländern von vier Kontinenten in Rom, um an einem Internationalen Liturgischen Kongress in den Tagungsräumlichkeiten der im Zentrum Roms an der Piazza di Sant'Apollinare gelegenen Päpstlichen Universität Santa Croce teilzunehmen. Die vom französischen *Bischof Dominique Rey* aus der Diözese Fréjus-Toulon initiierten und von *Dom Alcuin Reid* unter Mithilfe von *Pater Uwe Michael Lang* organisierte Veranstaltung trug den programmatischen Titel „Sacra Liturgia 2013 – Culmen et fons vitae et missionis ecclesiae“. Ja, es sollte hier um die heilige Messe als der „Quelle und dem Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“ gehen, wie es *Lumen Gentium* in Nr. 11 ausführt, und darüber hinaus um die „Sendung der Kirche“ (ebenfalls *Lumen Gentium*); der Schwerpunkt lag damit auf der Frage, wie es durch liturgische Bildung zu einer Neubelebung der Liturgie kommen und die Kirche damit auch der Neuevangelisierung dienen könne.

19 Vorträge ebenso vieler Referenten beleuchteten in der *Aula Magna* auf hohem Niveau das Thema von verschiedenen Seiten, das in daran anschließenden Fragerunden noch vertieft werden konnte.

Liturgien in der ordentlichen wie in der außerordentlichen Form des römischen Ritus, die in der der Universität angeschlossenen Kirche Sant'Appollinare zelebriert wurden, bildeten den festlichen Rahmen der außergewöhnlichen Tagung.

Unter den anwesenden Laien und etwa 100 Klerikern – darunter hochrangige Würdenträger der katholischen Kirche wie die *Kardinäle Brandmüller, Burke, Cañizares Llovera und Ranjith* – zeigte sich das facettenreiche Spektrum katholischer Daseinsweisen. Vom exzentrischen Verleger aus den Südstaaten der USA bis zur Ordensfrau aus Minnesota, von der jungen Studentin aus Polen bis zum tonsierten Mönch aus Le Barroux, von der amerikanischen Berühmtheit der katholischen Bloggerszene (Father Z.) bis zum Promovenden der Theologie aus Deutschland war hier vieles vertreten, was den Reichtum der katholischen Kirche nicht nur im geistlich-intellektuellen Bereich, sondern auch in ihren äußeren Erscheinungsformen ausmacht. Besonders deutlich wurde das in den Kaffee- und Mittagspausen, die bei strahlendem Sonnenschein im schön gestalteten Innenhof der Universität stattfanden.

Eine Einführung in die ereignisreichen Tage erhielten die Teilnehmer von *Bischof Dominique Rey*, an dessen Ansprache sich die Begrüßungsrede von *Malcolm Kardinal Ranjith* anschloss, dem Kardinal-Erzbischof von Colombo, Sri Lanka, und früheren Sekretär der Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung. Er erinnerte daran, dass die heilige Messe ein Opfer ist und als Liturgie in Gemeinschaft mit der himmlischen Liturgie Jesu, der sich als Lamm Gottes dem Vater für unsere Sünden dargebracht hat, zelebriert werden müsse. Im Gegensatz dazu machten heutzutage allzu viele Priester aus der Messe eine „Show“, in der sie sich „selbst darstellten“. Liturgie sei hingegen das Handeln Gottes an uns – wir selbst haben nur einen bescheidenen Anteil daran.

Bischof Rey, der gemeinsam mit Dom Reid vier Tage lang durch die Konferenz führte, machte in seiner Eröffnungsrede darauf aufmerksam, dass es Papst Benedikt XVI. gewesen sei,

der die Organisatoren zu dieser Veranstaltung inspiriert habe durch seine Lehre und sein Handeln auf liturgischem Gebiet, nicht zuletzt durch die Veröffentlichung des *Motuproprio „Summorum Pontificum“* – durch das es Priestern in aller Welt möglich wurde, die heilige Messe im *usus antiquior* von episkopalen Vorgaben befreiter zu zelebrieren. Er sei es auch gewesen, der uns daran erinnert hat, dass „in allem, was die Eucharistie betrifft, guter Geschmack für das Schöne herrsche.“ (*Sacramentum Caritatis*, 41). Und dass es keinen Gegensatz zwischen den früheren und neuen Formen des römischen Ritus geben muss, die beide ihren Platz in der Kirche der Neuevangelisierung haben. Nun, so Bischof Rey, komme es im Jahr des Glaubens, dem 50. Jubiläumsjahr des Zweiten Vatikanischen Konzils, auf eine Relecture der Liturgiekonstitution „*Sacrosanctum Concilium*“ an. Denn die darauf folgende „Liturgiereform hat uns sehr bereichert“, insbesondere was die Förderung der aktiven Teilnahme an der Liturgie angeht. „Doch sie [die Liturgiereform] hat auch Kontroversen hervorgerufen, sowohl durch ihre offiziellen Reformen als auch durch ihre Übersetzung in die Landessprachen oder auch durch ihre je voneinander abweichende Umsetzung vor Ort.“ Auch der selige Johannes Paul II. habe festgestellt, dass es im Laufe der vergangenen 50 Jahre im liturgischen Leben der Kirche „Licht“ und „Schatten“ gegeben hat (*Ecclesia de Eucharistia*, Nr. 10). Die Frage stelle sich Rey zufolge nun, ob wir durch das, was Kardinal Ratzinger die „Reform der Reform“ nannte, „einige Praktiken korrigieren oder bestimmte Elemente, die wir eingebüßt haben, wiedererlangen müssen. Vor allem müssen wir eine authentische liturgische Erneuerung in all ihrem katholischen Reichtum und ihrer katholischen Vielfalt befördern. Wir müssen eine Liturgie fördern, wie sie uns von der Kirche gegeben wird, wie sie von den Vätern und den Päpsten des Zweiten Vatikanischen Konzils gewünscht wurde.“ Schließlich hob Bischof Rey den der Liturgie zukommenden Stellenwert hervor, den diese in Bezug auf die von Papst Johannes Paul II. angemahnte Neuevangelisierung habe.

Aus seiner langjährigen Erfahrung und Expertise als Musikwissenschaftler, als Vizepräsident der „*Consociatio Internationalis Musicae Sacrae*“ und Direktor der „*Schola Cantorum Coloniensis*“ führte *Gabriel Steinschulte* vor Augen, welchen Auftrag *die Musik innerhalb der Liturgie* zu erfüllen habe. Ausgehend vom paulinischen Wort „*Fides ex auditu*“ („Der Glaube kommt vom Hören“) (Röm 10, 17), zeigte er auf, dass die Liturgie ihre eigene gewachsene Musik besitze und dass sie gemäß des alten Prinzips „*Lex orandi, lex credendi*“ ihren adäquaten Ausdruck in Gregorianik und altklassischer Polyphonie finde. In einer Tour d'horizon skizzierte Steinschulte die Entwicklung kirchlicher Gesänge seit den Jahrhunderten der jungen Kirche in Form frühchristlicher Psalmen- und Hymnengesänge über landessprachliche Kirchenlieder während der Reformation bis in die heutige Zeit hinein, der er einen „Dammbruch der bedenkenlosen Beliebigkeit“ bescheinigte. Die Nachkonzilsära habe sich dabei als besonders verhängnisvoll erwiesen: „Die ebenso inflationäre wie meist unqualifizierte Produktionsflut landessprachlicher Gesänge in bis dahin weitgehend katholischen Ländern und deren grundsätzliche und fast ausschließliche Verwendung in der Liturgie ist nach dem II. Vatikanischen Konzil – im Gegensatz zu seinen Weisungen – ein Hauptgrund für den

Verlust der liturgischen Identität und der Eindeutigkeit des Glaubens.“

Steinschulte plädierte für eine konsequente Umsetzung der Richtlinien des Zweiten Vatikanischen Konzils. Denn: „Wer nun einen Neuanfang wünscht, muss hier zuerst anfangen, da die Liturgie in der audiovisuellen Welt der Zeichen und der ‚Musik-Farben‘ gerade heute die Evangelisierung dauerhaft mehr trägt als alle intellektuellen, publizistischen und anderen pastoralen Anstrengungen.“ Klar umrissene Weisungen stellte das Konzil dabei an das Berufsbild eines hauptamtlich tätigen Künstlers im Dienst der *Musica Sacra*. Konkret seien das: Können, Ausbildung, Praxis und Erfahrung – Grundsätze, die laut Steinschulte ernst genommen werden müssten.

Bischof Peter J. Elliott ist seit 2007 Weihbischof der Erzdiözese Melbourne in Australien. Außerdem ist er Mitglied der interdikasterialen Kommission *Anglicanae Traditiones* für die Vorbereitung der liturgischen Texte für die Personalordinariate für ehemalige Anglikaner. Von 1987 bis 1997 war er als Mitarbeiter des Päpstlichen Rates für die Familie tätig. In seinem Vortrag „*Ars celebrandi in der heiligen Liturgie*“ fasste er die liturgischen Grundsätze zusammen, die ein Priester bei der Zelebration der heiligen Messe zu beachten habe. Die Feier der Messe und der Sakramente sei eine „Kunst“, die ein „ganzheitliches Verständnis“ erfordere. Von einem Klerus, der die Allgemeine Einführung zum Römischen Missale noch nie gelesen hat oder sie gar nicht kennt, können wir eine *ars celebrandi* nicht erwarten: „Doch das ist heutzutage ein weit verbreitetes Problem.“ Für Bischof Elliott sollte ein Priester ein guter liturgischer „Handwerker“ sein, dessen Zelebration „edle Schlichtheit“ ausstrahlt: „Der gute Zelebrant vermeidet, gekünstelt zu agieren. Er versucht nicht, eine Rolle in einem Theaterstück zu spielen.“ Doch gerade das scheint nach Bischof Elliotts Beobachtungen häufig der Fall zu sein: „Wenn ich in manchen Gemeinden die Firmung spende, fühle ich mich wie in einem Kino – so schrill wirkt sich die Säkularisierung bei unseren Gläubigen in meinem Land aus.“ Im Gegensatz dazu wird ein guter Zelebrant das Zusammenspiel von Augen, Leib und Händen beachten und seine Gesten – die eine innere Haltung zum Ausdruck bringen – in einer angemessenen Ruhe einsetzen. Beide Formen des römischen Ritus haben, so Bischof Elliott, ihren je eigenen Genius; die ordentliche Form müsse die Stille wiederentdecken. Ganz wichtig sei für die *ars celebrandi* die „Schönheit“: „Man kann die Messe zwar ordentlich in einer hässlichen Kirche feiern – doch die Kirche bleibt immer noch hässlich. In manchen Kirchen fühlt man sich das ganze Jahr über wie am Karfreitag.“

Der Rückgriff der Liturgiereform auf ein frühkirchliches Ideal der *norma patrum*, infolgedessen es zur Aufstellung von freistehenden Altären, verbunden mit der *celebratio versus populum* kam, lasse sich nicht rechtfertigen. *Stefan Heid*, Professor für Geschichte der Liturgie und Hagiographie am Päpstlichen Institut für Christliche Archäologie in Rom und Professor mit Lehrauftrag an der Päpstlichen Universität S. Thomas von Aquin in Rom, konnte in seinen Untersuchungen über den „*Frühchristlichen Altar – Lehren für heute*“ anhand von Beispielen christlich-archäologischer Zeugnisse belegen: Bereits für Paulus sei der „Tisch des Herrn“ (1 Kor 10, 21) ein Opfertisch gewesen, der Anklänge an antike Sakraltische aufweise. Zwar waren „Tisch“ und „Altar“ im Frühchristentum praktisch Synonyme. Sachlich jedoch waren sie verschieden: Der Altar

war die Opferstätte – an diesen Altar direkt anschließend herangerückt war aber häufig ein Tisch aus Holz oder Stein. Von diesem Sakraltisch – und eben nicht vom Altar selber her –, wurden die gewandelten Gaben an die Gläubigen verteilt. Opferstätte und Ort der Verteilung standen insofern ganz eng beieinander, wurden sachlich aber unterschieden: Die Christen aßen also – wie beim antiken Opfermahl – die „Opferspeise nicht am Altar, sondern vom Altar“, d.h. vom Tisch und am Tisch, der beim Altar stand, aber eben nicht vom Altar und nicht am Altar selber. Dies ist laut Heid ein deutlicher Hinweis darauf, dass es sich bei der eucharistischen Kulthandlung tatsächlich nicht lediglich um eine Speisebereitung mit anschließendem Gemeinschaftsmahl handelte. Eng verbunden mit der Frage des Altars ist natürlich die Zelebrationsrichtung. Heid zeigte auch hier, wie eine Ausrichtung des Altars und damit des zelebrierenden Priesters zu dem, dem geopfert werde – also zu Gott hin – stets der Normalfall gewesen war. Die Opferhandlung am Altar geschah gen Osten, danach wandte sich der Zelebrant zum Sakraltisch und damit dem Volk zu: „Der Volksaltar ist eine historische Fiktion“, so Heid, die heute niemand mehr in der seriösen Christlichen Archäologie und Liturgiewissenschaft teile.

Als einzige Frau bestieg *Tracey Rowland* bei dieser Liturgischen Tagung das Rednerpult. Sie ist Professorin für Politische Philosophie und kontinentale Theologie am „John Paul II Institute for Marriage and Family“ in Melbourne. Mit ihrem Referat „*Der usus antiquior und die Neuevangelisierung*“ wollte sie demonstrieren, dass gerade die außerordentliche Form des römischen Ritus als Gegengift gegen den Relativismus dienen kann und „die Sehnsucht post-moderner Generationen stillt, in einer in sich geschlossenen Tradition verwurzelt zu sein, die für das Übernatürliche offen ist.“ Weshalb ist das so? Der Versuch der Generation der sechziger Jahre, in der Liturgie das Alltagsleben des Menschen – etwa durch die Ersetzung der Sakralsprache durch die Landessprache – abzubilden und einzuführen, sei darauf hinausgelaufen, dass „etwas Heiliges profaniert wurde – und wenn das Heilige profaniert wird, dann wird es langweilig.“ Durch den Abbau einer „katholischen Hochkultur“ (Rowland) habe diese Generation nachfolgende Generationen von Katholiken in einem Zustand „kultureller Armut, Verwirrung und Langeweile hinterlassen“, denn, so Rowland weiter: „Ein Katholik, der den *usus antiquior* nicht kennt, ist wie ein Student, der englische Literatur studiert, aber noch nie etwas von Shakespeare gehört hat.“

„*Die heilige Liturgie als Grundlage des Ordenslebens*“ beschrieb *Dom Jean-Charles Nault*, Abt der Benediktiner-Abtei Saint Wandrille in der Normandie. Ausgehend von der besonderen Praxis der monastischen Liturgie legte Dom Nault durch die Verknüpfung zwischen den Riten der Ordensprofess und den christlichen Initiationsriten dar, wie die Taufe als Teilhabe am Pascha-Mysterium – dessen Realisierung die Liturgie ja ist – den Getauften Gott gegenüber in eine Wechselbeziehung stellt, in der er die Erlösung als reine Gnade annimmt.

Marc Aillet wurde 2008 von Papst Benedikt zum *Bischof von Bayonne* im französischen Département Pyrénées-Atlantiques ernannt. Selbst ausgebildet und geprägt in einem Priesterseminar einer „Neuen Gemeinschaft“ – der 1976 gegründeten Priestergemeinschaft Sankt Martin (Communauté Saint Martin) – widmete er sich in seinem Vortrag der Liturgie und den *Neuen Geistlichen Gemeinschaften*. Bischof Aillet stellte die positiven Aspekte heraus – dort, wo viele dieser Gemeinschaften

nämlich eine Spiritualität erneuert haben, die sich auf die Eucharistie hin orientiert. Wo eine solche Spiritualität im Mittelpunkt des gemeinschaftlichen Lebens steht, habe sich zugleich eine bedeutende missionarische Tätigkeit entfaltet. Lobend stellte der Bischof die Wiederentdeckung der Dimension der Anbetung durch die Neuen Geistlichen Gemeinschaften heraus, und er gab Hinweise, wie sich deren Leben noch fruchtbarer und christozentrischer gestalten ließe. Dafür scheint es ihm wichtig, das Latein wiederzuentdecken – wie es in Nr. 36 von „Sacrosanctum Concilium“ festgehalten ist: „Der Gebrauch der lateinischen Sprache soll in den lateinischen Riten erhalten bleiben“ und wie es in dem von Papst Benedikt XVI. der lateinischen Sprache im Jahr 2012 gewidmeten Apostolischen Schreiben „*Latina Lingua*“ deutlich zum Ausdruck kommt, in dem die Kenntnis der lateinischen Sprache ausdrücklich gefordert wird. Nicht zuletzt gibt es einige der Neuen Gemeinschaften, die – so Bischof Aillet – den außerordentlichen Ritus entdeckt haben, auch wenn sie nicht den *Ecclesia-Dei*-Gruppen angehören.

Die heilige Messe nach dem *Missale Romanum* von 2002 zelebrierte am Abend des 26. Juni *Kardinal Antonio Cañizares Llovera*. In seiner Predigt erinnerte der Präfekt der Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung am Hochfest des heiligen Gründers des *Opus Dei*, Josémaría Escrivá, an den von diesem in den Mittelpunkt seines Apostolats gestellten Appell zur Berufung aller Menschen zur Heiligkeit. Dabei rief der Kardinal die Priester dazu auf, „eine Pastoralarbeit der Heiligkeit“ zu entwickeln. „Wir Priester müssen uns Mühe geben, ein außergewöhnliches, heiliges Leben zu leben und ein Zeugnis der Heiligkeit zu geben“, fügte er hinzu.

Welche Aufgabe fällt eigentlich sakraler Kunst und Architektur im Kirchenraum zu? Tragen sie wesentlich zu einer Bereicherung des liturgischen Geschehens bei, können sie geistliche Sphären sinnlich erfahrbar machen? Der frühere Mitarbeiter der Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung *Pater Uwe Michael Lang* ist Priester des Oratoriums des hl. Philipp Neri in London und Konsultor des Büros für die liturgischen Feiern des Papstes. Er befasste sich in seinem Vortrag „*Sakrale Kunst und Architektur im Dienst der Sendung der Kirche*“ mit ebendiesen Fragen. Da wir aus sozioanthropologischen Untersuchungen wissen, dass sich die Sinne des Menschen ungleich mehr durch eine Bildersprache als durch das gesprochene Wort „ansprechen“ und „berühren“ ließen, ist *Pater Lang* im Laufe seiner Jahre in Rom immer mehr zu der Überzeugung gekommen, dass der symbolische Ausdruck wichtiger als das sprachlich Vermittelte sei. Die Liturgiewissenschaft und Sakramententheologie der vergangenen Jahrzehnte haben, so *Pater Lang*, den christlichen Begriff des „Sakralen“ in Frage gestellt, was zu Kirchenbauten und -einrichtungen geführt habe, denen es nicht mehr gelingt, Transzendenz auszudrücken, weshalb sie damit der Feier der Liturgie nicht angemessen seien. *Pater Lang* stellte Kriterien für den Bau auf das Sakrale rezentrierter Kirchen auf – und damit für eine „Architektur des Heiligen“: Neben einer vertikalen Ausrichtung des Kirchengebäudes, um einen Sinn für die Transzendenz Gottes zu schaffen, sollte mit einer deutlichen Orientierung der Kirche der Sinn für eine Richtung, für eine Fokussierung auf das Heilige erreicht werden. Das Ideal der christlichen Kirche ist demzufolge kein Rundbau, in dessen Zentrum sich Altar, Ambo und Sedilien befinden, sondern der klassische Bautyp der Basilika. Ein drittes daran anknüpfendes Prinzip verlangt nach deutlich sichtbaren Abgrenzungen zur Außenwelt – nach einer Schwelle

–, damit erkennbar werde: Hier betreten wir eine Kirche. Das Überschreiten dieser Schwelle ist, wie der Katechismus der Katholischen Kirche in Nummer 1186 konstatiert: „ein Sinnbild des Hinübergangs aus der durch die Sünde verwundeten Welt zur Welt des neuen Lebens, in die alle Menschen berufen sind.“ Das vierte Prinzip betrifft die künstlerische Ausgestaltung der Kirchenräume. *Pater Lang* betonte, dass eine katholische Kirche nicht auf („schöne“) Bilder verzichten könne, in denen das Mysterium des unsichtbaren Gottes sichtbar wird, wie es auch der ehemalige Kardinal Ratzinger einst in seinem „Geist der Liturgie“ formulierte. Das heißt, diese sakrale Kunst muss gegenständlicher Natur sein. Sie kann dabei freilich nicht, so *Pater Lang*, auf naturalistische Darstellungen reduziert werden, denn die Repräsentation des Heiligen erfordere natürlich gewisse Elemente der Abstraktion, wie etwa an der byzantinischen ikonographischen Tradition und an Werken von *Fra Angelico* ersichtlich ist. Rein abstrakte Darstellungen im Kirchenraum seien „jedoch nicht angemessen – nicht aus ästhetischen, sondern aus theologischen Gründen“, schloss *Pater Lang*. Dabei verwies der Referent auf zwei bekannte Beispiele für eine gelungene zeitgenössische Kirchenarchitektur, die Elemente vergangener Stilepochen integriert: auf die Kapelle des Seminars Unserer Lieben Frau von Guadalupe der Priesterbruderschaft St. Petrus in Denton in Nebraska, entworfen von dem Architekten *Thomas Gordon Smith*, und auf die im spanischen Kolonialstil errichtete Kapelle des St. Aquinas-Colleges im kalifornischen Santa Paula, für deren Planung der Architekt *Duncan Stroik* verantwortlich zeichnete.

Eine liturgische Erneuerung kann nur dann gelingen, wenn deren Umsetzung eine entsprechende liturgische Ausbildung vorausgeht. Diese *Conditio sine qua non*, wie sie vom Zweiten Vatikanischen Konzil und zuvor bereits von Papst Pius X. und der Liturgischen Bewegung gefordert wurde, betrachtete *Dom Alcuin Reid* aus dem Kloster Saint-Benoît in der Diözese Fréjus-Toulon in seinem Vortrag „*Sacrosanctum Concilium und liturgische Ausbildung*“. Er befürchte, so *Reid*, dass wir in der Hast, mit der wir die Riten reformierten, dieser Vorbedingung für die Einbeziehung des Volkes bei der *participatio actiosa* nicht genügend Beachtung geschenkt hätten. Doch, „*participatio actiosa* und liturgische Ausbildung sind voneinander untrennbar. Beide sind unbedingt notwendig, wenn wir das Übrige von *Sacrosanctum Concilium* und die daraus folgenden Prinzipien und Richtlinien korrekt lesen wollen.“ Ferner beklagte er gemeinsam mit dem Liturgiewissenschaftler und Peritus beim Zweiten Vatikanum *Louis Bouyer* (1913-2004) – der bereits im Jahre 1968 bekannte, in der heutigen Kirche gebe es praktisch keine Liturgie mehr, die diesen Namen verdient –, dass der Liturgie die Dimension der Schönheit abhanden gekommen sei. Doch „liturgischer Minimalismus ist der Feind des Geistes der Liturgie ... Wie sollen unsere Gläubigen vom Geist und der Kraft dieser Liturgie durchdrungen werden, wenn wir in unseren Pfarreien nie mehr den Gottesdienst in seinem ganzen liturgischen Reichtum feiern?“, fragte *Reid*. Schließlich sei die heilige Liturgie in erster Linie kein missionarisches oder katechetisches Instrument, sondern diene der Verehrung des allmächtigen Gottes: „Tatsächlich tun wir ihr und vielleicht sogar Christus Gewalt an, wenn wir sie zu einem unmittelbaren Werkzeug der Evangelisierung machten.“

Dass die Rolle der Liturgie gar nicht hoch genug gewürdigt werden könne, belegte *John Zielinski*, ehemals Olivetaner-Abt der Abtei Unserer Lieben Frau von Guadalupe in Pecos, New

Mexico, und derzeit Vizepräsident der Päpstlichen Kommission für die Kulturgüter der Kirche, mit seinen Ausführungen zum Thema „*Liturgie, Ritual und der Mensch von heute*“.

Ausgehend von anthropologischen Studien aus jüngster Zeit entkräftete er gegen die Religion gerichtete Einwände, wie etwa die von Sigmund Freud, demzufolge Rituale primitiv und infantil seien. Demgegenüber bestehe jedoch eine enge Verbindung zwischen dem, was in Äußerlichkeiten – in Zeichen, Symbolen und der Sprache – zum Ausdruck gebracht wird, und dem, was deren inneren Sinngehalt ausmacht. „Im Leib verehren wir Gott“, so Zielinski.

Liturgie bezieht sich nicht nur auf körperliche Gesten, sie umfasst darüber hinaus heilige Orte und heilige Zeiten, und je mehr sie sich dem Menschen anpasst, desto mehr zieht sie ihn zum Weltlichen, zum Alltäglichen hin. Damit kann eine solche Liturgie jedoch keine adäquate Antwort auf die spirituellen Bedürfnisse des Menschen sein. Der Referent legte dar, welche Bedeutung dem Schweigen zukomme: „Schweigen ist ein Zaun für die Weisheit“, heißt es im Talmud: Um wirklich zuhören zu können, bedarf es des Schweigens. Und auch die Schönheit einer Kirche als Bauwerk habe einen Einfluss auf das geistliche Leben des in ihr betenden Gläubigen, wie es die monastische Architektur des Mittelalters beweist.

Über die Rolle des Bischofs als „Leiter, Förderer und Wächter des liturgischen Lebens der Diözese“ sprach der 2013 von Papst Benedikt XVI. zum Erzbischof von Portland, Oregon, ernannte Alexander Sample. Der Vortrag des charismatischen Nordamerikaners, der die einschlägigen Konzilstexte auf sein Thema hin befragte und praktische Konsequenzen daraus ableitete, fesselte die Zuhörer in besonderer Weise. Bei der Beschreibung der Funktion, die ein Bischof auszuüben habe, berief sich der 52-jährige auf „Sacrosanctum Concilium“ und „Lumen Gentium“ sowie auf Nr. 15 des Konzilsdokuments „Christus Dominus“ („Über die Hirtenaufgabe der Bischöfe“). Darin heißt es: „Bei der Erfüllung ihrer Aufgabe zu heiligen sollen die Bischöfe bedenken, dass sie aus den Menschen genommen und für die Menschen bestellt sind in ihren Angelegenheiten bei Gott, um Gaben und Opfer für die Sünden darzubringen [...]. Die Bischöfe selbst sind also die hauptsächlichen Ausspender der Geheimnisse Gottes, wie sie auch die Leitung, Förderung und Aufsicht des gesamten liturgischen Lebens in der ihnen anvertrauten Kirche innehaben.“ Daher müsse der Bischof in seiner Diözese entschlossen sein, diese ihm *qua* Amt übertragene Aufsicht wahrzunehmen. Letztlich müsse ein Bischof sich darüber bewusst sein, dass alle seine von ihm gefeierten Messen ein Vorbild für seine Priester seien, so Sample.

Welche konkreten praktischen Anwendungen folgen nun weiter aus dieser bischöflichen Verantwortung? Erzbischof Sample betonte die Notwendigkeit von regelmäßigen Pfarrvisitationen, denn: „Die mangelhafte Umsetzung liturgischer Vorschriften und Missbräuche in der Liturgie sind normalerweise das Resultat von Jahren – wenn nicht von Jahrzehnten – einer unzulänglichen Katechese, einer schlechten liturgischen Praxis und einer falschen Ausbildung.“ Für eine gute Katechese sei es geboten, alle verfügbaren Instrumente systematisch anzuwenden: Hirtenbriefe oder auch Newsletter. Ganz wichtig sei es, die *richtigen* Leute – etwa in den Priesterseminaren – für die kirchliche Erneuerung einzusetzen, deren Lehre auf der „richtigen“ Theologie und Liturgie beruhen, da er – Erzbischof Sample – „immer mehr zu der Überzeugung“ gelangt sei, „dass ein äußerst bedeu-

tender Teil des Problems bei der Zelebration der heiligen Liturgie heutzutage – besonders bei der heiligen Messe – in einem gravierenden und allgemeinen Mangel an Verständnis überhaupt für das Wesen der heiligen Liturgie selbst und ihren tiefen Sinn besteht“. Die vom II. Vatikanum geforderte Liturgiereform stellt Sample nicht in Frage, dennoch konstatierte er, dass die heute in der ordentlichen Form in den meisten Kirchen zelebrierte Liturgie nicht das sei, was die Konzilsväter im Sinn hatten: „Die Reform, die im Gefolge des Konzils dann tatsächlich zustande kam“, habe vielmehr „viele von dem eingeübt, was den Genius des lateinischen Ritus in Wahrheit ausmacht.“ Besonders dankbar sei er daher Papst Benedikt: „Meiner bescheidenen Ansicht nach ist das *Motu Proprio Summorum Pontificum* von Papst Benedikt XVI. eines der größten Geschenke, das der Kirche im Dienst der liturgischen Erneuerung und Reform gemacht werden konnte.“ Die außerordentliche Form solle demzufolge unser „Prüfstein“ bei der Umsetzung der „Reform der Reform“ sein.

Für deutsche Ohren musste vieles aus dem Munde des amerikanischen Würdenträgers wahrhaft revolutionär, wenn nicht gar märchenhaft klingen, so etwa, wenn er darauf hinwies, dass „Bischöfe ihre Seminaristen darin unterstützen sollten, sich mit dem *usus antiquior* vertraut zu machen.“ Und er ging sogar noch weiter: „Ich würde die Bischöfe dringend bitten, sich selbst mit dem *usus antiquior* als einem Mittel vertraut zu machen, ihre liturgische Bildung zu vertiefen, und als zuverlässigen Bezugsrahmen für die Verwirklichung einer Erneuerung und einer Reform der Liturgie in der Ortskirche anzuerkennen.“ Doch eigentlich sind es ja bloß die Maßgaben und Forderungen der Dokumente des Zweiten Vatikanums gewesen, auf die sich Sample da berief.

Die grundsätzliche Unvereinbarkeit der Begriffe „*Pastoral*“ und „*Liturgie*“ nahm Guido Rodheudt, Priester der Diözese Aachen und Pfarrer an St. Gertrud, Herzogenrath, zum Anlass, sich Gedanken über die Wortbedeutung des heute allseits gängigen Begriffs der „*Pastoral*“ (= „Hirtensorge“) sowie der heute ebenfalls weit verbreiteten Praxis einer erzieherisch wirkenden Liturgie zu machen, die im Sinne einer Belehrung der Gemeinde „erläutert“ und „transparent“ gemacht werden soll. Dies habe dem Ritus indes geradezu den „Todesstoß versetzt“, der Ruf nach Zugänglichkeit machte ihn erst recht unverständlich, so Pfarrer Rodheudt. Subjektivismus und Traditionsvergessenheit haben Einzug in unsere Gottesdienste gehalten, wohingegen die Eucharistie doch gerade der Ort der Gottesbegegnung sein sollte. Rodheudt plädierte daher bei der Erneuerung der Liturgie um eine Vereinheitlichung des Ritus, der dann auch verbindlich zu sein habe.

Die *Verbindlichkeit der liturgischen Normen* wiederherzustellen, war auch das Anliegen von Don Nicola Bux, Priester der Erzdiözese Bari und Professor für ostkirchliche Liturgie und Sakramententheologie. Lässt sich das Mysterium der Eucharistie überhaupt intellektuell begreifen und in Worte fassen?, fragte der Konsultor der Kongregation für die Glaubenslehre und der Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung. Die Sehnsucht der menschlichen Seele nach dem Absoluten finde somit keine Erfüllung in einer Liturgie, die den liturgischen Symbolen Worte hinzufügt, in der Absicht sie verständlicher zu machen. Eine „Infantilisierung des Geschehens“ finde zudem statt, wenn der Priester die Messe nach seinem Gusto verändert, so dass sogar das Proprium der Messe – die Realpräsenz – dadurch verschleiert werde.

In seiner Predigt analysierte *Walter Kardinal Brandmüller*, der am Donnerstagabend das Pontifikalamt in der außerordentlichen Form zelebrierte, die drei Begriffe „*Memoria, repraesentatio, applicatio*“ – angewandt auf die Feier des heiligen Messopfers. In der Lesung des Tages erinnerte der heilige Apostel Paulus die Gemeinde in Korinth an die Worte Jesu „Tut dies zu meinem Gedächtnis“, um sie, so Brandmüller, darauf hinzuweisen, dass es ein göttlicher Auftrag sei, der als „Überlieferung von einer Generation zu anderen ungebrochen fortgeführt“ werde. Christi Erlösungswerk erschöpfte sich jedoch nicht in einer bloßen Gedächtnisfeier, in der sich die Gläubigen an etwas „längst Vergangenes“ erinnerten. Im Sinne einer *repraesentatio* – dieses Wort benutzt das Konzil – trete das Geschehen vom Gründonnerstag und Karfreitag aus der Vergangenheit in die Gegenwart herein. Die *applicatio* schließlich meine die Auspendung der Gnaden, den „Lebensstrom der Gnade“, der einem Bild des Predigers zufolge gleichsam wie aus den Quellen der Berge strömend über antike Aquädukte zu den zahlreichen Brunnen der Menschen geleitet werde und den Gläubigen Leben spende.

Den letzten Kongresstag eröffnete der Ordinarius des Personalordinariats Unserer Lieben Frau von Walsingham, Monsignore *Keith Newton*, mit dem Text seines Assistenten, Monsignore *Andrew Burnham*. Der infolge der 2009 von Papst Benedikt XVI. herausgegebenen Apostolischen Konstitution „*Anglicanorum coetibus*“ 2011 zur katholischen Kirche konvertierte ehemalige Bischof der anglikanischen Kirche unterzog den „*Beitrag des anglikanischen Liturgie-Erbes zur kontinuierlichen Erneuerung des Römischen Ritus*“ einer kritischen Würdigung. Als Beispiele für den reichen Bestand der anglikanischen Tradition, die den römischen Ritus inspirieren könnte, führte er unter anderem den Gesang von Psalmen und Hymnen an, dem anglikanischen Ritus eigene Gebetsformen wie Morgen- und Abendgebet (der „Evensong“) oder auch den Austausch des Friedenskusses vor den Fürbitten und dem Hochgebet (was auch ein Anliegen von Papst Benedikt XVI. darstellt).

Ein gerüttelt Maß an Exzentrik wehte durch den Saal, als der aus Texas stammende Konvertit *Jeffrey Tucker* zum Rednerpult schritt. Der ehemalige Baptist lebt in Alabama und ist Herausgeber mehrerer katholischer Webseiten. In seinem Vortrag „*Das liturgische Apostolat und das Internet*“ pries er die Vorteile, die sich der Kirche durch die kostenlose globale Verbreitung von Bildern, Noten, Musik und Texten eröffneten, und sich so das Internet als wahres Missionsfeld offenbare. Gerade dem, der sich dem *usus antiquior* verpflichtet fühlt, bieten sich hier vielfältige Möglichkeiten: Angefangen von Videoaufzeichnungen von Gottesdiensten auf der ganzen Welt über die visuelle Erschließung liturgischer Gewänder und sakraler Architektur bis hin zu Daten, Fakten und Analysen zu theologischen Disputen, liefert das Internet also nicht nur unsachgemäße Informationen, sondern trägt – so Tucker – entscheidend mit zur Neuevangelisierung bei. Zuvor in ihren Pfarrsprengeln isolierte Priester können sich nun über Netzwerke und Plattformen wie über die von Tucker betriebene Webseite „New Liturgical Movement“ austauschen, Gläubige können sich über Missbräuche in der Liturgie sachkundig machen. Auf www.musicasacra.com stellte Tucker und seine Mitarbeiter bislang etwa 150 liturgische Bücher auf seiner Seite kostenlos zur Verfügung. Dazu wurden die Bücher eingescannt, um sie den Nutzern auf der ganzen Welt zugänglich zu machen.

„*Die heilige Liturgie im Zentrum des Lebens und der Mission der Familie*“ lautete das Thema von Professor *Miguel Ayuso*. Er lehrt Politikwissenschaft und Verfassungsrecht an der Päpstlichen Universität Comillas in Nordspanien und machte auf die Notwendigkeit christlicher Institutionen für den Glauben aufmerksam: Religion müsse sich in einem öffentlichen Raum manifestieren, zum christlichen Glauben gehörten Fest- und Feiertage, die Auspendung der Sakramente als in der Öffentlichkeit sichtbarer Zeichen. Der katholische Glaube sei weder eine Religion für körperlose Engel noch für den Einzelnen in seinem Privatkämmerchen. Es sei indes stets eine protestantische Tendenz gewesen, den sakramentalen und den Gemeinschaftsaspekt eines christlichen Lebens herabzusetzen und stattdessen die individuelle persönliche Beziehung zu Gott überzubetonen.

Auch wenn es auf den ersten Blick so aussieht, als sei die These einer Verknüpfung zwischen heiliger *Liturgie und Fragen des Lebensschutzes* mehr als gewagt, konnte Monsignore *Ignacio Barreiro Carámbula*, der geschäftsführende Direktor des Büros von Human Life International in Rom, mit seinem Referat, das sich mit ebendieser Thematik befasste, überzeugend darlegen, wie eine Ablehnung lehramtlicher Aussagen in Bezug auf künstliche Empfängnisverhütung in Zusammenhang mit liturgischen Neuerungsbestrebungen steht. Beide haben dieselben Wurzeln: das Autonomiestreben eines unabhängig von Gott leben wollenden Menschen. Und so sei es, laut Carámbula, auch kein Zufall gewesen, dass Mitte der sechziger Jahre die Diskussion um die Empfängnisverhütung Hand in Hand mit der Liturgiereform ging.

Raymund Leo Kardinal Burke, ehemals Erzbischof von St. Louis, Missouri, und nun Präfekt des Obersten Gerichtshofs der Apostolischen Signatur in Rom, sprach über „*Das liturgische Recht in der Sendung der Kirche*“. Dabei hob er die hohe Bedeutung des kanonischen Rechts hervor, das sich aus dem *ius divinum*, dem göttlichen Recht, ableitet, denn das rechte Verständnis der Liturgie und die Beziehung zwischen dem Menschen und Gott werde – so der Kardinal – durch das Recht gewährleistet: „Das liturgische Recht ist kein Rubrizismus, sondern ein Ausdruck der Liebe dem Herrn und seiner Kirche gegenüber.“ Daher sollen die „Bischöfe wachsam sein, damit sich in die Feier der Sakramente und der Sakramentale keine Missbräuche einschlichen.“

Der Benediktinerpater *Paul Gunter* schließlich, Professor am Päpstlichen Liturgischen Institut von Sant’ Anselmo in Rom und Konsultor des Büros für die liturgischen Feiern des Papstes und Sekretär der Abteilung für christliches Leben und Gottesdienst der Bischofskonferenz von England und Wales, untersuchte in seinem Vortrag auf der Grundlage der Nummern 14-18 der Liturgiekonstitution „*Sacrosanctum Concilium*“ den entscheidenden *Bezug*, der *zwischen der akademischen Ausbildung und der heiligen Liturgie* besteht.

Bei seinen Schlussbemerkungen machte Bischof Rey darauf aufmerksam, dass die Jahrhunderte währende Geschichte der Evangelisierung zeige, wie sehr die großen Missionare auch immer große Beter waren. Daran werde auch der Zusammenhang zwischen dem liturgischen Leben und dem apostolischen Elan deutlich.

Bischof Reys Resümee und Ausblick fiel positiv aus: „Die Neuevangelisierung wird sich auf eine tiefgreifende eucharisti-

sche und liturgische Erneuerung stützen müssen, die die Quellen ihrer Tradition und die Vielfalt ihrer Ausdrucksformen im Erbe der Kirche wiederentdeckt: Insbesondere die gegenseitige Bereicherung der beiden Formen des römischen Ritus in seiner Treue zu den liturgischen Normen und Bräuchen, vor allem indem sie die *ars celebrandi* wiederbelebt, um in das von Christus gewollte Werk der Erlösung, der Heiligung und der Verherrlichung einzutreten, das sich in der Kirche durch die Feier der

heiligen Geheimnisse fortsetzt. Ich hoffe, dass der Kongress *Sacra Liturgia 2013* zu dieser liturgischen Erneuerung im ‚Geist der Liturgie‘ im Sinne von Papst Benedikt XVI. beigetragen hat, und dass er eine Quelle der Inspiration und der Hoffnung war.“

*Katrin Krips-Schmid
Dreilindenstraße 72 A
14109 Berlin*

MANFRED HAUKE

Die eucharistische Anbetung: ihre theologische Begründung und pastorale Bedeutung

1. Die eucharistische Anbetung als Zeichen einer lebendigen Kirche

Vor einigen Jahren, bei einer Vortragsreise in den Vereinigten Staaten, hatte ich die Gelegenheit zu einem Besuch der Innenstadt von Chicago. Es war um die Mittagszeit. Als ich an einer wunderschönen neugotischen Kirche vorbeikam, inmitten gewaltiger Wolkenkratzer, trat ich ein für einen Besuch. Es war ein Gotteshaus der Presbyterianer oder Episkopalisten. Die Kirche war sehr würdig und hatte gut gestaltete farbige Glasfenster. Ungefähr zwanzig Personen waren dort anwesend. Die Mehrzahl von ihnen verweilte freilich nicht im Gebet, sondern hielt ein mittägliches Nickerchen. „*Ecclesia dormiens*“, die „schlafende Kirche“. Das ist gut für die Gesundheit, aber nicht unbedingt ein Zeichen für eine besondere Lebendigkeit im Glauben. Ungefähr hundert Meter entfernt hingegen, auf der anderen Straßenseite, stieß ich auf eine katholische Kirche, in der das Allerheiligste ausgesetzt war: zahlreiche Beter waren dort anwesend, die zu einem guten Teil auf den Knien Jesus Christus anbeteten und daraus Segen schöpften für ihr eigenes Leben. „*Ecclesia adorans*“, die „anbetende Kirche“. Als ich später einem meiner Kollegen im Priesterseminar von Chicago von dieser kontrastvollen Erfahrung berichtete, erzählte er mir, dass in den vergangenen Jahren stark die Zahl der Pfarreien gestiegen sei, die regelmäßige Zeiten eucharistischer Anbetung eingeführt hätten, zum Teil sogar rund um die Uhr. Gerade aus diesen Pfarreien komme eine steigende Zahl geistlicher Berufungen.

Die Verbindung zwischen Anbetung des eucharistischen Herrn und Wachstum von Berufungen zeigt sich auch im Leben der seligen Mutter Teresa von Kalkutta. Dabei erwähnt sie einen Wendepunkt in der Geschichte ihrer Ordensgemeinschaft: „In unserer Kongregation hatten wir wöchentlich eine Stunde Anbetung. 1973 entschieden wir, täglich eine Stunde Anbetung zu halten. Wir haben viel Arbeit. Unsere Häuser für mittellose Kranke und Sterbende sind überall voll. Seitdem wir damit be-

gonnen haben, täglich Anbetung zu halten, ist unsere Liebe zu Jesus inniger geworden, unsere gegenseitige Liebe verständnisvoller, unsere Liebe zu den Armen mitleidiger, und wir haben die Zahl der Berufungen verdoppelt. Gott hat uns gesegnet ...“¹.

2. Eine kritische Beobachtung Johannes Pauls II.

Die eucharistische Anbetung gehört zu den deutlichsten Kennzeichen einer lebendigen Kirche, die an die wirkliche leibhaftige Gegenwart des auferstandenen Christus im allerheiligsten Sakrament glaubt. An dieser Lebendigkeit fehlt es freilich häufig. In seiner Enzyklika „*Ecclesia de Eucharistia*“ im Jahre 2003 zieht Papst Johannes Paul II. eine kritische Bilanz: „An vielen Orten findet die *Anbetung des heiligsten Sakramentes* täglich einen weiten Raum und wird so zu einer unerschöpflichen Quelle der Heiligkeit. Die andächtige Teilnahme der Gläubigen an der eucharistischen Prozession am Hochfest des Leibes und Blutes Christi ist eine Gnade des Herrn, welche die teilnehmenden Gläubigen jedes Jahr mit Freude erfüllt. ... Leider *fehlt es* neben diesen Lichtstrahlen *nicht an Schatten*. Es gibt Orte, an denen der Kult der eucharistischen Anbetung fast völlig aufgegeben wurde“².

¹ Zitiert bei M.E. ZELLMER, *Mother Teresa and the Eucharist*, in www.salesianym.com/BN2012September6theresa.html (22.04.2013).

² *Ecclesia de Eucharistia* 10 (VAS = Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 159, S. 11).

Johannes Paul II. geht nicht der Frage nach, warum es diesen Rückgang gegeben hat. Wohl deutet er in der Folge, bezüglich der Eucharistie im allgemeinen, „Missbräuche“ an, „die zur Schmälerung des rechten Glaubens und der katholischen Lehre über dieses wunderbare Sakrament beitragen“. Dazu gehören der Verlust des Opfercharakters und die Reduktion auf eine brüderliche Mahlgemeinschaft. Verdunkelt wird auch die Bedeutung des Amtspriestertums, „das in der apostolischen Sukzession gründet“. Der Heilige Vater tadelt fragwürdige „ökumenische Initiativen“, die der Disziplin widersprechen, „mit der die Kirche ihren Glauben zum Ausdruck bringt“³.

3. Der Glaube an die Gottheit Jesu und seine wahre leibhaftige Gegenwart

3.1 Ein Beispiel aus der Katechese

Vor einigen Jahren erzählte mir einer meiner Verwandten ganz begeistert: „Jetzt habe ich die Gegenwart Jesu bei der Messfeier endlich verstanden. Der Pfarrer hat das meinem Sohn vor der Erstkommunion sehr schön erklärt. Wenn die Kinder ihrer Mutter zum Geburtstag einen Blumenstrauß schenken, dann ist das ein Zeichen ihrer Liebe; ebenso sind auch Brot und Wein Zeichen für die Liebe Jesu zu uns“.

Ich habe dann meinem Verwandten deutlich machen müssen, dass eine solche „Erklärung“ keineswegs dem Geheimnis der eucharistischen Gegenwart gerecht wird. Es handelt sich hier um die katechetische Version einer aus den Niederlanden der 60er Jahre des vergangenen Jahrhunderts stammenden Theorie, die sich „Transfinalisation“ oder „Transsignifikation“ nennt: in der Eucharistie gebe es keine Verwandlung von Brot und Wein, denn etwas dergleichen sei ja gar nicht möglich, sondern nur eine Änderung des Zweckes (Transfinalisation) oder der Bedeutung (Transsignifikation)⁴. Ein Blumenstrauß, den wir zum Geburtstag geschenkt bekommen, wird uns sicherlich erfreuen, aber wir werden kaum auf den Gedanken kommen, mit diesem Strauß Blumen ein Gespräch zu beginnen. Wenn der Glaube schwindet an die wahre Gegenwart Jesu Christi in der Eucharistie mit Fleisch und Blut, Leib und Seele, Gottheit und Menschheit, dann wird eucharistische Anbetung sinnlos. Der geschwundene Glaube ist wohl der verhängnisvollste Faktor für den von Johannes Paul II. beklagten Rückgang der Anbetung des Allerheiligsten.

3.2 Die Eucharistielehre der Reformatoren

Etwas Ähnliches wie den Vergleich mit dem Blumenstrauß finden wir schon zur Zeit der Reformation beim Züricher Reformator Huldrych Zwingli: Brot und Wein sind nur Zeichen der Gegenwart Jesu⁵. Oder anders ausgedrückt: ähnlich wie die

Flagge der Schweiz nicht die Schweiz ist, sondern nur ein Zeichen dafür, so sind Brot und Wein beim Abendmahl Zeichen Jesu, ohne dass der Herr selbst mit seinem Fleisch und Blut anwesend wäre. Zwingli bildet dabei die extremste Ausformung der protestantischen Auffassung: Calvin meinte immerhin, dass beim Abendmahl Christus vom Himmel her seine Gnade spende, während Luther gegen Zwingli das Wort der Heiligen Schrift betonte, wonach Jesus Christus wirklich mit Fleisch und Blut beim Empfang der Abendmahlsgaben anwesend sei⁶. Eine Anbetung Jesu Christi im Altarsakrament ist freilich auch bei Luther nicht möglich, denn es geschieht keine Wandlung von Brot und Wein in Fleisch und Blut Christi. Nach dem Wittenberger Reformator geschieht keine Transsubstantiation, keine Wesensverwandlung, sondern während des Kommunizierens sind Fleisch und Blut Christi mit Brot und Wein verbunden (Konsubstantiation); da keine Wandlung geschieht, können freilich die nach der Feier übrig gebliebenen Gaben auf beliebige Weise entsorgt werden. Wer Brot und Wein anbeten würde, vollzöge einen Akt des Götzendienstes, in dem geschöpfliche Dinge mit Gott verwechselt würden. Wenn darum traditionell geprägte Lutheraner das Abendmahl kniend auf die Zunge empfangen, gilt dies nicht als Anbetung der Eucharistie, sondern als Akt der Demut angesichts der leiblichen Gegenwart Jesu⁷. Die falsche Alternative, Jesus habe die Eucharistie zum Genuss eingesetzt, nicht aber zur Anbetung, geht auf Luther zurück⁸.

3.3 Die Bedeutung der Gottheit Jesu

Die Anbetung des eucharistischen Herrn setzt voraus, dass Jesus Christus wirklich der Mensch gewordene Sohn Gottes ist und dass die Gaben von Brot und Wein in ihrem Wesen verwandelt worden sind in Leib und Blut Christi⁹. In der Reformationszeit wurden die wahre eucharistische Gegenwart Jesu und die Wesensverwandlung in Frage gestellt. Seit der Aufklärungszeit ist die liberale Strömung des Protestantismus freilich noch weiter vom Glauben der Kirche abgedriftet und stellt sogar die Gottheit Jesu die Frage. Dieser Einfluss ist durch eine rationalistische Bibelauslegung und einen falsch verstandenen Ökumenismus vor allem seit ungefähr 50 Jahren auch in die katholische Theologie eingedrungen, sichtbar etwa in den Auffassungen des Schweizer Theologen Hans Küng¹⁰. Um die Wunder Jesu, welche den göttlichen Anspruch Jesu bezeugen, machen liberale Exegeten einen Eiertanz, so dass oft schon im Religionsunterricht der rationalen Grundlegung des Glaubens der Boden entzogen wird. Wenn Jesus nur als ein vorbildlicher Mensch erscheint, der uns für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der

H. HOPING, *Mein Leib für euch gegeben. Geschichte und Theologie der Eucharistie*, Freiburg i.Br. 2011, 262-264.

⁶ Vgl. HOPING (2011) 264-274.

⁷ Schon Luther betont, die Kniebeuge sei ein Zeichen der Ehrfurcht, nicht aber der Anbetung: vgl. H.B. MEYER, *Luther und die Messe*, Paderborn 1965, 282f.

⁸ Vgl. MEYER, *Luther und die Messe*, 282.

⁹ Vgl. dazu ausführlicher M. HAUKE, *Die Weise der Gegenwart Christi*, in G. STUMPF (Hrsg.), *Eucharistie – Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens*, Landsberg 2006, 83-103.

¹⁰ Vgl. dazu L. SCHEFFCZYK, *Kursänderung des Glaubens? Theologische Bilanz zum Fall Küng*, Aschaffenburg ²1980.

³ *Ecclesia de Eucharistia* 10 (VAS 159, S. 11f).

⁴ Vgl. dazu L. SCHEFFCZYK, *Die Frage nach der eucharistischen Wandlung*, in Ders., *Glaube als Lebensinspiration*, Einsiedeln 1980, 347-370; A. ZIEGENAUS, *Die Heilsgegenwart in der Kirche. Sakramentenlehre* (Katholische Dogmatik VII), Aachen 2003, 338-343; A. GARCÍA IBÁÑEZ, *L'Eucaristia, dono e mistero. Trattato storico-dogmatico sul mistero eucaristico*, Roma 2006, 389-408.

⁵ Vgl. E. ISERLOH, *Geschichte und Theologie der Reformation im Grundriss*, Paderborn 1980, 83-86; GARCÍA IBÁÑEZ (2006) 278-280;

Schöpfung inspiriert, dann kommt eine Anbetung Jesu Christi gar nicht mehr in den Blick. Auf die gleiche schiefe Ebene geraten die Theologen, die ein unmittelbares Wirken Gottes in dieser Welt ausschließen und damit auch die Wirklichkeit des Wunders¹¹; wenn die gleichen Herren dann noch für die eucharistische Anbetung eintreten, dann ist dies nur die Folge einer glücklichen Inkonzsequenz. Wer hingegen aus der lebendigen Erfahrung der Kirche heraus, vor allem im Leben der Heiligen, um die Wirklichkeit der Wunder weiß¹², wird über die Kapriolen der liberalen deutschen Theologie nur den Kopf schütteln können.

3.4 Die Anbetung des Mensch gewordenen Gottessohnes

Die Gottheit Jesu gehört jedenfalls zu den klaren Zeugnissen des Neuen Testaments, die wir an dieser Stelle nicht zu vertiefen brauchen. Die deutlichste Aussage für die Anbetung Jesu¹³ findet sich im Christushymnus des Philipperbriefes, ein urchristliches Glaubensbekenntnis, das der Apostel Paulus schon der Überlieferung entnimmt: Christus Jesus „war in Gottesgestalt, erachtete aber das Gleichsein mit Gott nicht als ein Beutestück, sondern entäußerte sich selbst, nahm Knechtsgestalt an, wurde Menschen gleich und im Äußern erfunden wie ein Mensch; er erniedrigte sich selbst und wurde gehorsam bis zum Tod, dem Tod am Kreuze. Und darum erhöhte ihn Gott so hoch und verlieh ihm den Namen, überragend jeden Namen, auf dass beim Namen Jesu ‚sich beuge jedes Knie‘, derer im Himmel, derer auf Erden und derer unter der Erde und jede Zunge bekennen: ‚Herr ist Jesus Christus‘, in der Herrlichkeit Gottes des Vaters“ (Phil 2,6-11).

Das Beugen der Knie ist hier die Anerkennung Christi als göttlicher Herr, der Gott dem Vater gleich ist. Von der Proskynese, dem Niederwerfen als Zeichen für die Anbetung, ist die Rede beispielsweise im Matthäusevangelium in der Erzählung vom Besuch der Sterndeuter aus dem Morgenland (Mt 2,11) sowie am Ende beim Missionsauftrag des Auferstandenen vor seinen Aposteln: als die elf Jünger Jesus sahen, „beteten sie ihn an“ (Mt 28,17). Gegenüber Christus dem Auferstandenen ruft Thomas aus: „Mein Herr und mein Gott!“ (Joh 20,28) In der Offenbarung des Johannes gilt die Anbetung der Himmelsbewohner Christus, dem siegreichen Lamm, gemeinsam mit Gott (dem Vater) (Offb 5,13f; 7,9-17). Die Kirchenväter betonen, dass „die Menschheit Christi zwar nicht um ihrer selbst willen, nicht getrennt für sich, wohl aber wegen der Gottheit dessen, der sie mit

sich vereinigt habe, göttlicher Anbetung würdig sei“¹⁴. Aus systematischer Sicht ist die Anbetung der menschlichen Natur Jesu eine logische Folge aus ihrer Vereinigung mit der ewigen Person des göttlichen Sohnes bei der Inkarnation.

3.5 Die Bedeutung der Wesensverwandlung (Transsubstantiation)

Wenn Jesus Christus mit seiner menschlichen Natur, mit seinem verklärten Fleisch und Blut, im Altarsakrament gegenwärtig ist, dann ergibt sich daraus die Anbetung der eucharistischen Gestalten. Die Auseinandersetzungen der Reformationszeit werden gut auf den Punkt gebracht durch einen Tabernakel, den ich vor Jahren im Museum des bayerischen Benediktinerklosters Ottobeuren bewundern konnte¹⁵. Der Betrachter blickt dabei auf Darstellungen von zwei Reformatoren und von Jesus Christus: der Schweizer Reformator Zwingli deutet auf die Eucharistie mit den Worten: „Das bedeutet mein Leib“ (es geht also nur um eine symbolische Gegenwart). Ein weiterer Theologe (Martin Luther?) wird zitiert mit den Worten: „Das wird mein Leib“ (das heißt, der Leib des Herrn ist anwesend im Augenblick des Empfangs, ohne dass das Brot verwandelt wird). In der Mitte hingegen findet sich eine Darstellung Jesu Christi selbst mit den Worten des Letzten Abendmahls: „Das ist mein Leib“. Unter die drei Darstellungen schrieb der Künstler: „Wer hat recht?“

Gegenüber der lutherischen Konsubstantiationslehre spricht das Konzil von Trient, wie schon im Mittelalter das Vierte Laterankonzil¹⁶, von der „Transsubstantiation“, also von der Wesensverwandlung. Unter „Substanz“ verstehen wir die Wirklichkeit, die gleichsam „unter“ dem steht, was wir sichtbar wahrnehmen; sie meint das Wesen, das eine Wirklichkeit vom Innersten her bestimmt. Die „Substanz“ ist zu unterscheiden von den „Akzidentien“, von den Elementen, die zum Wesen noch „hinzukommen“. Die Unterscheidung zwischen Substanz und Akzidentien ist unverzichtbar, wenn wir über den Wandel der Dinge sprechen und gehört zu den Wahrheiten des gesunden Menschenverstandes, die auch dem Dogma innerlich vorausgesetzt sind. Wenn eine natürliche Wahrheit philosophisch geleugnet wird, dann führt dergleichen auch zur Unterminierung des Glaubens. Diese Problematik zeigt sich bereits in der philosophischen Prägung der Lehrer Luthers im Nominalismus sowie in der Philosophie von Descartes, der die materielle Substanz mit der Ausdehnung gleichsetzt; dann gibt es keinen Unterschied mehr zwischen Substanz und Akzidentien. Für Aristoteles hingegen, der den natürlichen philosophischen Zugang hier vorbildlich auf den Punkt bringt, ist die Ausdehnung bzw. Quantität mit der sie tragenden Substanz nicht gleichzusetzen¹⁷.

Wenn es kein „Wesen“ von Brot und Wein gibt, kann sich dieses Wesen auch nicht in Leib und Blut Christi wandeln. Die entsprechenden Konsequenzen wurden 1936 von dem französischen Theologen Yves Montcheuil gezogen, der in jedem Seien-

¹¹ Vgl. dazu kritisch R. KOCHER, *Herausgeforderter Vorsehungsglaube. Die Lehre von der Vorsehung im Horizont der gegenwärtigen Theologie*, St. Ottilien 1993, 214-277; A. ZIEGENAUS, *Jesus Christus. Die Fülle des Heils. Christologie und Erlösungslehre* (Katholische Dogmatik IV), Aachen 2000, 401-404; H.C. SCHMIDBAUR, *Gottes Handeln in Welt und Geschichte. Eine trinitarische Theologie der Vorsehung*, St. Ottilien 2003, 339-446.

¹² Vgl. u.a. W. SCHAMONI, *Wunder sind Tatsachen. Eine Dokumentation aus Heiligsprechungsakten*, Würzburg 1976; DERS. – K. BESLER, *Charismatische Heilige*, Stein am Rhein 1989; H. GROCHTMANN, *Unerklärliche Ereignisse, überprüfte Wunder und juristische Tatsachenfeststellung*, Langen 1990; KOCHER (1993) 168-213; F. RECKINGER, *Wenn Tote wieder leben. Wunder: Zeichen Gottes oder PSI?* Aschaffenburg 1995.

¹³ Vgl. etwa die Schriftzeugnisse bei F. DIEKAMP – K. JÜSSEN, *Katholische Dogmatik. Bearbeitet von Ramon de Luca*, Wil 2013, 538f.

¹⁴ DIEKAMP-JÜSSEN (2013) 539.

¹⁵ Vgl. die Abbildung in BENEDIKTINERABTEI OTTOBEUREN (Hrsg.), *Basilika Ottobeuren*, Ottobeuren o.J. (ca. 1983; 2013 im Schriftenstand des Klosters), 47. Es ist das Tabernakelbild der früheren Klosterkirche.

¹⁶ Vgl. DH (Denzinger-Hünermann) 802.

¹⁷ Vgl. GARCÍA IBÁÑEZ (2006) 246, 382.

den eine physische Wirklichkeit von deren Sinn unterscheidet. Was sich bei Brot und Wein wandle, sei nur deren Sinn: sie würden zu wirksamen Symbolen des Opfers Christi¹⁸. Gegen diesen Reduktionismus, der Sein durch Sinn ersetzt, wendet sich bereits Papst Pius XII. in seiner Enzyklika „*Humani generis*“¹⁹.

Ähnliche Thesen wie bei Montcheuil finden sich dann 1959 bei dem Heideggerschüler und Religionsphilosophen Bernhard Welte, nach dem das „Sein des Seienden“ nicht die Substanz ist, die in sich existiert, sondern die Beziehung zum Menschen²⁰. Mit dieser Ersetzung von Sein durch Sinn bereitete Welte den Boden für die Theorien von Piet Schoonenberg und Edward Schillebeeckx, die vor allem durch den „Holländischen Katechismus“ eine weite Verbreitung fanden. Die Reduzierung der Wesensverwandlung auf „Transsignifikation“ (Änderung des Sinnes) oder „Transfinalisation“ (Änderung des Zweckes) wird zurückgewiesen durch Papst Paul VI. in seiner Enzyklika „*Mysterium fidei*“ (1965). „Nach dem Vollzug der Wesensverwandlung nehmen die Gestalten von Brot und Wein zweifellos eine neue Bedeutung und einen neuen Zweck an; denn sie sind nicht mehr gewöhnliches Brot und gewöhnlicher Trank, sondern Zeichen für eine heilige Sache und Zeichen für eine geistige Speise; sie nehmen aber deshalb eine neue Bedeutung und einen neuen Zweck an, weil sie eine neue ‚Wirklichkeit‘ enthalten, die wir zu recht *ontologisch* nennen“ [also „seinsmäßig“] (DH 4413). Der Heilige Vater betonte schon damals die Bedeutung der daraus folgenden eucharistischen Anbetung: „Ihr wisst auch, ehrwürdige Brüder, dass die heilige Eucharistie in Kirchen und Oratorien aufbewahrt wird als geistlicher Mittelpunkt (*centrum spirituale*) einer Ordensgemeinschaft oder Pfarrgemeinde, ja der gesamten Kirche und der ganzen Menschheit, da sie unter dem Schleier der Gestalten Christus, das unsichtbare Haupt der Kirche, den Erlöser der Welt, den Mittelpunkt aller Herzen enthält, *„durch den alles ist und durch den wir sind“*“²¹.

Paul VI. bekräftigt das gleiche Anliegen feierlich in seinem „Credo des Gottesvolkes“ im Jahre 1968, als die nachkonziliaren Verwüstungen im Weinberg Gottes einen Höhepunkt erreicht hatten. Die geheimnisvolle Verwandlung von Brot und Wein werde „treffend und richtig Transsubstantiation genannt“.

Der Heilige Vater zieht dann auch die Folgen dieses Glaubens für die Frömmigkeit: „Diese Gegenwart bleibt nach geschlossener Opferfeier im heiligsten Sakrament, das im Tabernakel aufbewahrt wird und gleichsam die lebendige Herzmitte (*vivum cor*) unserer Kirchen bildet, fortbestehen. Darum ist es uns eine heilige Pflicht, das fleischgewordene ewige Wort, das unsere Augen nicht erblicken können und das, ohne den Himmel zu verlassen, unter uns gegenwärtig geworden ist, in der heiligen Hostie, die unsere Augen schauen können, zu verehren und anzubeten“²².

Angesichts der philosophischen Frage ist zu betonen, dass Substanz kein physischer, sondern ein metaphysischer Begriff ist, der über die empirische Physik hinausgeht. Dass es auch in der materiellen Welt substanzhafte Wirklichkeiten gibt, die über das Beobachtbare hinausgehen, zeigt sich etwa bei der Beobachtung der Materie: bei einer bestimmten Methode physikalischer Untersuchung erscheint die Materie als Welle, bei einem anderen Zugriff dagegen als Korpuskel (Teilchen). Die naturphilosophische Folgerung kann betonen, dass den erfahrbaren Erscheinungen eine Substanz zugrunde liegt, die weder Welle noch Korpuskel ist²³.

Das Insistieren auf der Substanz ist entscheidend wichtig, wie Joseph Ratzinger schon 1978 betonte. „Was sich in der Eucharistie abspielt, ist objektives Geschehen an der Sache selbst und nicht bloß eine Vereinbarung, die wir unter uns vornehmen. ... Was hier geschieht, ist nicht ‚Umfunktionierung‘, sondern wirkliche Umwandlung ... Eucharistie überschreitet den Raum des Funktionalen. Das ist ja die Not der Zeit, dass wir nur noch in Funktionen denken und leben, dass der Mensch selbst nach seinem Funktionswert eingestuft wird ... Die Bedeutung der Eucharistie als Sakrament des Glaubens besteht eben darin, dass sie aus dem Funktionalen herausführt und den Grund der Wirklichkeit trifft. Die Welt der Eucharistie ist keine gespielte Welt; ... hier geht es um Wirklichkeit, um ihren tiefsten Grund“²⁴.

Anton Ziegenaus betont zu Recht: „Wenn nicht mehr das objektive Geschehen und die objektive Wirklichkeit im Blick steht, sondern der Bezug des Menschen mitzubedenken ist, dann wäre schon eine Kniebeuge vor den eucharistischen Gestalten eine Selbstverrenkung“²⁵.

4. Die Problematik der 1967 eingeführten Regelungen über den Ort des Tabernakels

Der Rückgang der eucharistischen Anbetung hat ihre wichtigsten Wurzeln, wie eben angedeutet, in dem Schwund des Glaubens an die Gottheit Jesu und an die wahre leibhaftige Gegenwart des auferstandenen Herrn kraft der Wesensverwandlung. Daneben gibt es aber auch einen Grund, der auf die Liturgiereform zurückgeht. In seiner Eucharistiezyklika „*Mysterium fidei*“ von 1965 und im „Credo des Gottesvolkes“ von 1968 nennt Papst Paul VI. (wie schon erwähnt) sehr schön den Tabernakel als „geistlichen Mittelpunkt“ des Gotteshauses und als „lebendiges Herz“ unserer Kirchen. Wenn wir freilich Gotteshäuser betreten, die im Laufe der Liturgiereform umgestaltet wurden, dann drängt sich häufig die gleiche Frage auf, die sich

einem Schüler Bernhard Weltes, besorgten Neuausgabe des „Denzinger-Schönmetzer“.

²³ Vgl. J. FELLERMEIER, *Eucharistische Realpräsenz und moderne Physik*, in H. PFEIL (Hrsg.), *Unwandelbares im Wandel der Zeit II*, Aschaffenburg 1977, 261-285; SCHEFFCZYK, *Die Frage nach der eucharistischen Wandlung*, 349f. 367-370.

²⁴ J. RATZINGER, *Theologie der Liturgie*, Freiburg i.Br. 2008, 353f. (Erstveröffentlichung: *Eucharistie – Mitte der Kirche. Vier Predigten*, München 1978).

²⁵ A. ZIEGENAUS, *Die Heilsgegenwart in der Kirche. Sakramentenlehre* (Katholische Dogmatik VI), Aachen 2003, 342.

¹⁸ Vgl. GARCÍA IBÁÑEZ (2006) 390f.

¹⁹ Vgl. DH 3891.

²⁰ Vgl. B. WELTE, *Zum Referat von L. Scheffczyk*, in M. SCHMAUS (Hrsg.), *Aktuelle Fragen zur Eucharistie*, München 1960, 190-195 (192).

²¹ Paul VI., Enzyklika *Mysterium fidei*: AAS 57 (1965) 772.

²² Paul VI., Credo des Gottesvolkes, Art. 18-19: F. HOLBÖCK, *Credimus. Kommentar zum Credo Pauls VI.*, Salzburg – München ³1973, 39. Das „Credo des Gottesvolkes“ fehlt in der von Peter Hünermann,

Maria Magdalena am Ostermorgen gestellt hat: „Wo haben sie bloß meinen Herrn hingelegt?“ (vgl. Joh 20,2.13) Dieses bauliche Problem geht nicht nur auf die Willkür von Klerikern und Architekten zurück, sondern auch auf eine Instruktion des Heiligen Stuhles über die Verehrung der Eucharistie, die 1967 erschien, also ein Jahr vor dem „Credo des Gottesvolkes“. Urheber des Textes sind der Rat zur Ausführung der Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanums und die Ritenkongregation²⁶. In der Instruktion *Eucharisticum mysterium*, über die „Feier und Verehrung des Geheimnisses der Eucharistie“, heißt es unter anderem:

„Der Ort in einer Kirche oder in einem Oratorium, an dem die Eucharistie im Tabernakel aufbewahrt wird, soll eine wirklich hervorgehobene Stätte sein. Sie soll sich zugleich für das private Beten eignen, so dass die Gläubigen leicht und mit geistlichem Gewinn weiterhin auch in privater Andacht den Herrn im Sakrament verehren. Daher wird empfohlen, den Tabernakel nach Möglichkeit in einer vom Hauptraum der Kirche getrennten Kapelle aufzustellen, vor allem in jenen Kirchen, in denen häufig Trauungen und Begräbnisgottesdienste stattfinden und an jenen Orten, die wegen ihrer Kunstschatze oder geschichtlichen Denkmäler von vielen besucht werden“²⁷.

In diesem Text wird nicht vorgeschrieben, aber „empfohlen“, den Tabernakel aus dem Hauptraum der Kirche auszuschließen und in eine davon getrennte Kapelle zu stellen. Die Empfehlung wird zwar dadurch abgeschwächt, dass dies „nach Möglichkeit“ geschehen soll und zwar „vor allem“ in vielbenutzten und vielbesuchten Kirchen. Deutlich ist aber auf jeden Fall die Bevorzugung einer Kapelle. „Der für die gottesdienstliche Versammlung bestimmte Hauptraum der Kirche wird auf diese Weise ‚eucharistiefrei‘ gemacht“²⁸.

Die dafür angeführten Gründe sind nicht überzeugend. Gegen den Hinweis auf die besondere Eignung einer Kapelle für das private Gebet spricht die Tatsache, dass die eucharistische Verehrung „keineswegs allein oder auch nur an erster Stelle eine Privatangelegenheit des einzelnen (ist), sondern ebenso sehr, ja noch mehr eine *öffentliche Angelegenheit* der Gemeinde. Vor der privaten steht die *gemeinsame* Verehrung des Allerheiligsten. Auch die Instruktion ‚Eucharisticum mysterium‘ kennt eine *öffentliche* Verehrung des Altarsakramentes außerhalb der Messe (Nr. 58 Abs. 1) ...“²⁹.

Auch die häufige Vornahme von Trauungen und Beerdigungen spricht nicht für die Verbringung des Allerheiligsten in eine vom Hauptraum der Kirche getrennte Kapelle. Beide Liturgien vollziehen sich nach wie vor häufig in Verbindung mit der Messfeier. Das galt erst recht im Jahre 1967. „Wer der Messe beiwohnen will und kann, dem darf auch die Gegenwart des Herrn im Tabernakel ‚zugemutet‘ werden. Den Besuchern von Trau- und Begräbnisgottesdiensten ist das Allerheiligste im Tabernakel ebensoviel und ebensowenig im Wege wie den Teilnehmern an der sonntäglichen Gemeindemesse. Schließlich vermag auch die Tatsache, dass Kirchen ihrer Kunstschatze und geschichtlichen Bedeutung wegen viel *besucht* werden, für die Entfernung des Allerheiligsten aus dem Hauptraum der Kirche kein zwingendes Argument zu bieten. Einmal werden zahlreiche Besucher, die sich zur Besichtigung einfinden, gern auch eine Zeitlang im *Gebet* vor dem Allerheiligsten verweilen wollen, zumal wenn sie durch Beter, die sie da schon antreffen, dazu *angeregt* werden. Zum anderen vermag die durch das *Ewige Licht* angezeigte Gegenwart des Herrn im Sakrament regelmäßig auch nicht zum Gebet bereite Besucher zu Stille, Sammlung und Ehrfurcht zu *stimmen*“. Für „die wenigen Kirchen, die von Besucherströmen überschwemmt werden“, lässt sich eine Sonderregelung denken, die schon das kirchliche Gesetzbuch von 1917 andeutet (CIC/1917, can. 1268 § 2). „Für die erdrückende Überzahl jener Kirchen, die darunter nicht leiden, erübrigt sich“ die Bestimmung der Instruktion³⁰.

Die Empfehlung, das Allerheiligste aus dem Hauptraum der Kirche auszuschließen, steht in Spannung zur folgenden Nummer des gleichen Dokumentes von 1967, worin ohne weiteren Kommentar die 1964 erschienene Instruktion „*Inter oecumenici*“ derselben kurialen Behörden angeführt wird: „Die heilige Eucharistie soll in einem festen und sicheren Tabernakel in der Mitte des Hochaltares oder eines besonders ausgezeichneten Nebensaltares aufbewahrt werden. Wenn rechtmäßige Gewohnheiten vorliegen, und in besonderen Fällen, die vom Ortsordinarius anerkannt werden müssen, ist die Aufbewahrung der heiligen Eucharistie auch an einer anderen wirklich vornehmen und würdig hergerichteten Stelle der Kirche zulässig“³¹. Während hier die Aufbewahrung des Altarsakramentes im Hauptraum der Kirche den Normalfall darstellt, sagt die vorausgehende Empfehlung das Gegenteil.

Die nächstfolgende Nummer der Instruktion „Eucharisticum mysterium“ lehnt den Hochaltar als Stätte des Tabernakels in der Regel ab, mit folgender Begründung: „Bei der Feier der Messe werden die hauptsächlichen Weisen, in denen Christus seiner Kirche gegenwärtig ist, nacheinander sichtbar: zunächst wird seine Gegenwart sichtbar schon in der Gemeinde der Gläu-

²⁶ Zur Entstehung dieses Textes vgl. A. BUGNINI, *La riforma liturgica (1948-1975)*, Roma 1983, 818-827 (dt. *Die Liturgiereform*, Freiburg i.Br. 1988).

²⁷ *Eucharisticum mysterium* (25. Mai 1967), Nr. 53: AAS 59 (1967) 568; die deutsche Übersetzung ist leicht erreichbar auf dem Internet: http://stjosef.at/dokumente/eucharisticum_mysterium.pdf.

²⁸ G. MAY, *Die Prinzipien der jüngsten kirchlichen Gesetzgebung über die Aufbewahrung und die Verehrung der heiligsten Eucharistie*, in *Liturgie und Glaube*. Sammelband der Schriftenreihe Una Voce – Deutschland e.V., Heft 1-7, Düsseldorf 1971, 171-198 (179). Zur liturgierechtlichen Vorgeschichte und praktischen Anwendung der Instruktion von 1967 vgl. auch O. NUSSBAUM, *Die Aufbewahrung der Eucharistie* (Theophaneia 29), Bonn 1979, 447-464.

²⁹ Ibidem. Vgl. auch Benedikt XVI., Apostolisches Schreiben *Sacramentum caritatis* (2007), Nr. 68 (VAS 177, S. 90f): „Die persönliche Beziehung, die der Einzelne mit dem in der Eucharistie gegenwärtig-

gen Jesus herstellt, verweist ihn immer auf das Ganze der kirchlichen Gemeinschaft, indem sie in ihm das Bewusstsein seiner Zugehörigkeit zum Leib Christi nährt. Darum lade ich nicht nur die einzelnen Gläubigen ein, persönlich die Zeit zu finden, im Gebet vor dem Altarsakrament zu verweilen, sondern halte es für meine Pflicht, auch die Pfarreien und andere kirchliche Gruppierungen zu ersuchen, Momente gemeinschaftlicher Anbetung einzurichten“.

³⁰ MAY, *Prinzipien*, 179f.

³¹ *Inter oecumenici* (29. September 1964), Nr. 95: AAS 56 (1964) 898, in *Eucharisticum mysterium*, Nr. 54: AAS 59 (1967) 568.

bigen, die in seinem Namen versammelt sind; dann in seinem Worte, wenn die Schrift gelesen und ausgelegt wird; ebenso in der Person des Priesters; schließlich in besonderer Weise unter den eucharistischen Gestalten. Daher entspricht es vom Zeichen her gesehen eher dem Wesen der heiligen Feier, wenn nach Möglichkeit nicht schon zu Beginn der Messe infolge der Aufbewahrung der heiligen Gestalten im Tabernakel die eucharistische Gegenwart Christi gegeben ist, die doch Frucht der Konsekration ist und als solche erscheinen muss³². Zur Stützung dieser Argumentation lässt sich schon der vorausgehende Hinweis anfügen über das Gebet vor dem Allerheiligsten Sakrament: „Die Gläubigen sollen bei der Verehrung des im Sakrament gegenwärtigen Christus daran denken, dass diese Gegenwart aus dem Opfer hervorgeht und auf die sakramentale und geistliche Kommunion hinzielt“³³.

Zweifellos ist die eucharistische Gegenwart des Herrn nicht zu isolieren, sondern in ihrer Herkunft aus dem Messopfer und in ihrer Ausrichtung auf die Kommunion zu würdigen. Bei der Lektüre der Instruktion muss man freilich den Eindruck haben, dass die eucharistische Gegenwart des Herrn den Vorgang des eucharistischen Opfers stört³⁴. Es zeigt sich die Neigung, „den tabernakellosen Altar als (totes) Zeichen Christi an die Stelle des Tabernakels als Ort der (lebendigen) leibhaftigen Gegenwart Christi in die Mitte der gottesdienstlichen Versammlung zu rücken“³⁵. Dagegen wird man hervorheben dürfen: „Das Wissen um die Anwesenheit des Herrn im Tabernakel stört nicht den Vollzug des Opfers, sondern vertieft und befruchtet ihn“³⁶. Papst Pius XII. erklärte in seiner Ansprache vom 22. September 1956 an die Teilnehmer des Internationalen Kongresses für Liturgie und Sendung: wichtiger als das Bewusstsein der *Verschiedenheit* von Akt des Opfers und Kult der Anbetung sei das der *Einheit*; es ist ein und derselbe Herr, der auf dem Altar geopfert und im Tabernakel verehrt wird. Die Person des Herrn, so betonte der Papst, bildet den Mittelpunkt des Kultes; und er fügte hinzu: „Den Tabernakel vom Altar trennen bedeutet zwei Dinge trennen, die nach Ursprung und Natur vereint bleiben müssen“³⁷.

Auf die geschichtliche Entwicklung der Tabernakelfrömmigkeit kommen wir noch zurück. „Wie immer diese Entwicklung beurteilt werden mag, die feste Verbindung von Tabernakel und Hochaltar war seit der Barockzeit ein typisches Kennzeichen des katholischen Kirchenraums. Der Tabernakel – und über ihm der Thron für die eucharistische Aussetzung – standen ... so sehr im Zentrum des gesamten Raumprogramms, dass die Aufmerksamkeit der Menschen sozusagen von selbst auf die Gegenwart des Herrn im Sakrament gelenkt wurde“³⁸.

Die Weisungen der Instruktion „Eucharisticum mysterium“ stehen auch in Spannung zur bereits erwähnten Kennzeichnung Papst Pauls VI. im „Credo des Gottesvolkes“ (1968) über den Tabernakel als „lebendige Herzmitte unserer Kirchen“. Die von den Kardinälen Alfredo Ottaviani und Antonio Bacci 1969 unterzeichnete „Kurze kritische Untersuchung des neuen ‚Ordo Missae‘“ erinnerte an die Aussagen Papst Pius XII., dass Altar und Tabernakel nicht getrennt werden sollen, und kritisierte die Empfehlung, das Allerheiligste an einem abgesonderten Ort aufzubewahren, „damit sich dort die private Andacht der Gläubigen entfalten kann, als ob es sich um irgendeine Reliquie handelt, so dass beim Betreten der Kirche nicht mehr der Tabernakel es ist, der die Blicke sogleich auf sich zieht, sondern ein leerer und bloßer Tisch. Dadurch wird wiederum *private Frömmigkeit* und *liturgische Frömmigkeit* einander gegenübergestellt und Altar gegen Altar errichtet“³⁹.

Georg May sagte schon 1971 die Folgen der von Papst Paul VI. verantworteten Liturgiereform voraus: Das „katholische Kirchengebäude ... wird aus dem Ort der spezifischen Gegenwart des Gottmenschen Jesus Christus in der Gestalt der hl. Hostie in erster Linie zu einem nicht mehr auf diese Gegenwart zentrierten *Versammlungsraum der Gemeinde*. ... Wenn das Allerheiligste dem Kirchenbesucher nicht mehr sofort in das Blickfeld tritt, sondern erst mühsam gesucht werden muss, entfällt für viele die *Einladung* zum Gebet vor dem Tabernakel. Es muss sich hier die Wahrheit des Sprichwortes geltend machen: Aus den Augen, aus dem Sinn. Die Folge muss der *Rückgang*, vielleicht das *Aufhören* der Anbetung des in der Eucharistie gegenwärtigen Herrn sein“⁴⁰. „Die Verehrung des im Sakrament gegenwärtigen Herrn braucht aber die optische Wahrnehmung des Ortes der eucharistischen Aufbewahrung“⁴¹.

Hier gibt es noch viel Arbeit für das, was Papst Benedikt XVI. als die „Reform der Liturgiereform“ angedeutet hat⁴². Die angedeuteten Spannungen finden sich nach wie vor in der 2002 erschienenen Grundordnung des römischen Messbuches für die in Vorbereitung befindliche Ausgabe des deutschen Missale⁴³. Begrenzt wird allerdings das Bemühen, den Hauptraum der Kirche eucharistiefrei zu machen: der Tabernakel soll entweder im Altarraum stehen, wengleich nicht auf dem Zelebrationsaltar,

³² *Eucharisticum mysterium*, Nr. 55: AAS 59 (1967) 568f.

³³ *Eucharisticum mysterium*, Nr. 50: AAS 59 (1967) 567.

³⁴ Vgl. auch M. KUNZLER, *Liturge sein. Entwurf einer Ars celebrandi*, Paderborn 2007, 388: „Ein wenig kann sich der Eindruck einstellen, als stelle die eucharistische Gegenwart des Herrn vor der Messfeier geradezu eine kleine Kalamität dar ...“.

³⁵ MAY, *Prinzipien*, 182, mit Hinweis auf *Eucharisticum mysterium*, Nr. 24: AAS 59 (1967) 554 (der Hauptaltar als „Mitte der versammelten Gemeinde“).

³⁶ MAY, *Prinzipien*, 183.

³⁷ AAS 48 (1956) 722; vgl. MAY, *Prinzipien*, 184; NUSSBAUM (1979) 452f.

³⁸ KUNZLER, *Liturge sein*, 387.

³⁹ A. OTTAVIANI – A. BACCI, *Kurze kritische Untersuchung des neuen ‚Ordo Missae‘*, in *Liturgie und Glaube. Sammelband der Schriftenreihe Una Voce – Deutschland e.V.*, Düsseldorf 1971, 67-92 (80f). Die Übersetzerin (Inge Köck) bringt hierzu folgende Anmerkung: „Altar hier im erweiterten Sinne gebraucht; etymologisch heißt *altare* ‚der Aufsatz‘. Bei den Kirchenvätern bedeutet es u.a. auch ‚der Thron Gottes“.

⁴⁰ MAY, *Prinzipien*, 185.

⁴¹ KUNZLER, *Liturge sein*, 386.

⁴² Vgl. auch die Hinweise bei N. BUX, *La riforma di Benedetto XVI. La liturgia tra innovazione e tradizione*, Casale Monferrato 2009, 54f; C. CRESCIMANNO, *La Riforma della Riforma liturgica. Ipotesi per un „nuovo“ rito della messa sulle tracce del pensiero di Joseph Ratzinger. Prefazione di S.E.R. Albert Malcolm Ranjith*, Verona 2009, 223f; M.M. DEGASPERI, *L'Eucaristia „tutta intera“. Sacrificio – Presenza – Comunione*, Frigento 2012, 118-121.

⁴³ Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.), *Grundordnung des römischen Messbuches. Vorabpublikation zum Deutschen Messbuch* (3. Auflage) (Arbeitshilfen 215), Bonn 2007, Nr. 314-317.

oder in einer Kapelle, „die mit der Kirche organisch verbunden und für die Gläubigen sichtbar sein soll“⁴⁴. Außerdem wird betont: „das Allerheiligste Sakrament im Tabernakel (ist) an einem äußerst vornehmen, bedeutenden, gut sichtbaren, geschmückten und für das Gebet geeigneten Teil der Kirche aufzubewahren“⁴⁵. Im gleichen Sinne äußert sich, mit Hinweis auf die Sichtbarkeit des Ewigen Lichtes und die sorgsame künstlerische Gestaltung des Tabernakels, das nachsynodale Apostolische Schreiben Benedikts XVI., *Sacramentum caritatis* (2007)⁴⁶. In diesem liturgierechtlichen Rahmen des „Novus Ordo“ ist es meines Erachtens in aller Regel die bessere Lösung, das Allerheiligste in die Nähe des Altares zu stellen, wobei auch der Hochaltar vor allem bei schon bestehenden Kirchen nicht ausgeschlossen ist⁴⁷. Am besten wäre es freilich, wie in der außerordentlichen Form des römischen Ritus, Tabernakel und Hochaltar „versus orientem“ miteinander zu verbinden, um die liturgische Feier nachdrücklich auf Christus auszurichten, der unter uns wohnt, der unter uns sein Opfer gegenwärtig setzt und der wiederkommen wird am Ende der Zeiten⁴⁸. Das entsprechende Bemühen ist meines Erachtens durchaus zukunftsfruchtig; es wird dadurch gestützt, dass sich die Mehrzahl der katholischen Kirchen nach wie vor eher am „Credo des Gottesvolkes“ von Papst Paul VI. orientiert (das von einem gläubigen Laien entworfen wurde, dem französischen Philosophen Jacques Maritain)⁴⁹ als an den in sich spannungsvollen Weisungen der Instruktion aus dem Jahre 1967.

5. Die innere Logik der geschichtlichen Entwicklung

Die Bedeutung der Anbetung des Herrn im Tabernakel wird manchmal in Frage gestellt. Der Innsbrucker Jesuit Hans Bernhard Meyer (1924–2002) beispielsweise, Verfasser eines umfangreichen Werkes über Geschichte, Theologie und Pastoral der Eucharistie, bezeichnet die „Verehrung der Eucharistie außerhalb der Messfeier“ als „Sondergut“ der römisch-katholischen Lehre und Gottesdienstpraxis ..., das erst im 2. Jahrtausend entstand. Sie ist außerdem weit von einem ökumenischen Konsens entfernt, und zwar nicht nur mit den Kirchen der Reformation (...), sondern auch mit denen des Ostens, wo die Verehrung der Ikonen eine ähnliche Stellung einnimmt wie in der Westkirche die Verehrung der Eucharistie“⁵⁰.

Diese Bemerkungen können den Eindruck wecken, als ob die Anbetung des Herrn im Allerheiligsten Sakrament außerhalb der Messfeier ein Sonderweg sei oder gar ein Störfaktor, der vom Beispiel der anderen christlichen Konfessionen relativiert würde. Am Ende seiner Ausführungen muss auch Meyer zugeben: der „Glaube an die fortdauernde ... Gegenwart des Herrn ist Grund und Legitimation der Verehrung der Eucharistie“⁵¹. Seine geschichtlichen und ökumenischen Hinweise verlangen freilich eine kritische Antwort.

Die Verehrung der Eucharistie außerhalb der Messfeier, so meint der österreichische Liturgiker, sei erst im zweiten Jahrtausend entstanden. Richtig ist, dass die Kirchen des ersten Jahrtausends noch keinen Tabernakel in der heutigen Form kennen. Schon in den ersten Jahrhunderten ist freilich das Bewusstsein lebendig, dass das während des heiligen Opfers verwandelte Brot nach wie vor der wahre Leib Christi bleibt. Wie schon Justin bezeugt, wird die Eucharistie unter der Gestalt des Brotes nach der Messfeier von den Diakonen den Kranken gebracht⁵². Seit Tertullian wissen wir um die Praxis der Hauskommunion: die Gläubigen nahmen in kostbaren Gefäßen die Eucharistie mit nach Hause, um dort täglich nüchtern zu kommunizieren⁵³. Damit waren Gesten der Ehrfurcht und der Anbetung verbunden. „Kardinal Bona zitiert ... den Text der Verordnungen eines Bischofs von Korinth, dank dem wir den Ritus einer Hausgemeinschaft kennen: ‚Wenn euer Haus über ein Oratorium verfügt, sollt ihr auf den Altar das Gefäß mit der Eucharistie stellen, wenn es kein Oratorium gibt, auf einen passenden Tisch. Legt eine kleine Tischdecke darauf, auf der ihr die heiligen Hostien ausbreiten könnt; verbrennt ein paar Körner Weihrauch, singt das *Trisagion* [unser *Sanctus*, *Anm.d.V.*] und verzehrt, nachdem ihr als Zeichen der Verehrung dreimal das Knie gebeugt habt, den Leib Christi“⁵⁴.

⁴⁴ *Grundordnung des römischen Messbuches*, Nr. 315.

⁴⁵ *Grundordnung des römischen Messbuches*, Nr. 314.

⁴⁶ *Sacramentum caritatis*, Nr. 69 (VAS 177, 91f): „Es ist nötig, dass der Ort, an dem die eucharistischen Gestalten aufbewahrt werden, für jeden, der in die Kirche eintritt, leicht auszumachen ist, nicht zuletzt auch durch das ewige Licht. Zu diesem Zweck muss die architektonische Anlage des sakralen Gebäudes berücksichtigt werden: In den Kirchen, in denen keine Sakramentskapelle existiert und der Hauptaltar mit dem Tabernakel fortbesteht, ist es zweckmäßig, sich zur Bewahrung und Anbetung der Eucharistie dieser Struktur zu bedienen und zu vermeiden, davor den Sitz des Zelebranten aufzustellen. In den neuen Kirchen ist es gut, die Sakramentskapelle in der Nähe des Presbyteriums zu planen; wo das nicht möglich ist, sollte der Tabernakel am besten im Presbyterium an einem ausreichend erhöhten Ort im Apsisbereich aufgestellt werden oder an einem anderen Punkt, wo er ebenso gut zu sehen ist. Solch umsichtige Maßnahmen tragen dazu bei, dem Tabernakel, der immer auch künstlerisch sorgsam gestaltet werden sollte, Würde zu verleihen“.

⁴⁷ Vgl. *Grundordnung des römischen Messbuches*, Nr. 315: „Wegen der Zeichenhaftigkeit ist es eher angebracht (*magis congruit*), dass auf dem Altar, auf dem die Messe gefeiert wird, kein Tabernakel steht, auf dem die Allerheiligste Eucharistie aufbewahrt wird“. Die Bevorzugung dieser Regelung schließt die andere Alternative nicht aus. Siehe dazu auch die Antwort der Sakramentenkongregation vom 25. September 2000 auf eine Anfrage von Kardinal Schönborn bezüglich der Zelebration *versus orientem*; vgl. die deutsche Übersetzung aus dem Italienischen und den Kommentar bei U.M. LANG, *Conversi ad Dominum. Zur Geschichte und Theologie der christlichen Gebetsrichtung*, Einsiedeln 2003, 24–26, mit Hinweis auf die Veröffentlichung in *Communicationes* 32 (2000) 171–172, Prot.-N. 2036/00/L (hier ist die Rede von einem Vorschlag, der nicht als strenge Vorschrift zu deuten ist).

⁴⁸ Zur Zelebration „versus orientem“ vgl. LANG (2003).

⁴⁹ Vgl. M. CAGIN (Hrsg.), *Correspondance Journet – Maritain VI (1965–1973)*, Saint Maurice (Suisse) 2009; DERS., *Un acte impor-*

tant du magistère de Paul VI. Le Credo du Peuple de Dieu (30 juin 1968), in: Istituto Paolo VI, *notiziario* n. 56, Brescia (dicembre 2008), 103–112.

⁵⁰ H.B. MEYER, *Eucharistie. Geschichte, Theologie, Pastoral* (Gottesdienst der Kirche 4), Regensburg 1989, 598.

⁵¹ Meyer (1989) 601.

⁵² Vgl. Justin, I Apol. 65,5; 67,5 (wörtlich: zu den „nicht Anwesenden“).

⁵³ Vgl. Tertullian, *De oratione* 19; *Ad uxorem* II,5; MEYER (1989) 550.

⁵⁴ M. PIACENZA, *Die Aufbewahrung der Eucharistie. Der Tabernakel und seine Geschichte*, in 30 Tage Nr. 6/2005 (http://www.30giorni.it/articoli_id_9113_15.htm), mit Hinweis auf Bona, *Rerum liturgica-*

Die Kommunion ist schon in den Zeugnissen der alten Kirche nicht als Verzehr einer heiligen „Sache“ zu beurteilen, sondern als anbetende Vereinigung mit Christus. Der hl. Augustinus beispielsweise betont: „Niemand isst von diesem Fleisch, wenn er es vorher nicht angebetet hat ... Wir begehen nicht nur keine Sünde, wenn wir es anbeten, sondern wir sündigen, wenn wir es nicht anbeten“⁵⁵. Die dem hl. Cyrill von Jerusalem zugeschriebenen „Mystagogischen Katechesen“ lehren die Gläubigen, sich dem Kelch des Blutes Christi mit einer Geste der Anbetung und Verehrung zu nähern⁵⁶. Der hl. Johannes Chrysostomus ermahnt die Kommunizierenden, die Sterndeuter aus dem Osten im Geist und in der Geste der Anbetung nachzuahmen⁵⁷. „So steht Anbetung nicht gegen Kommunion, auch nicht neben ihr, sondern Kommunion erreicht ihre Tiefe nur, wenn sie getragen und umfangen ist von der Anbetung“⁵⁸.

Wenn wir diese Zeugnisse bedenken, dann ist es eine logische Folge des Glaubens an die wahre Gegenwart Jesu im Allerheiligsten Sakrament, den eucharistischen Herrn auch außerhalb der Messfeier anzubeten. Aufbewahrt wurde die Eucharistie in kostbaren Gefäßen, zumal in den Häusern von Bischöfen und Priestern. In den frühchristlichen Basiliken finden wir silberne Türme und goldene Tauben für das Altarsakrament: vermutlich befand sich die Eucharistie in der goldenen Taube, die in einen silbernen Turm gelegt wurde. Nach dem päpstlichen Bibliothekar Anastasius (9. Jh.) soll schon Kaiser Konstantin der Petersbasilika einen Turm und eine Taube geschenkt haben, reich verziert mit weißen Perlen⁵⁹. „Aus Metall gearbeitet, mit einem Deckelverschluss auf dem Rücken, hing die die eucharistischen Gestalten enthaltende Taube an einer Kette am Baldachin des Altares. Turm und Taube waren an Ketten in der Mitte des Ziboriums über dem Altar aufgehängt. Hier sei angemerkt, dass man unter Ziborium (vom lateinischen *ciborium*, später *tegurium* und *tiburium*) den viereckigen Baldachin versteht, der sich seit konstantinischer Zeit majestätisch über dem Altar erhob“⁶⁰.

„In der romanischen Zeit kam zu den bereits gebrauchten Formen – Turm und Taube – noch die Pyxis dazu. Mit diesem Namen ist normalerweise das sakrale Gefäß gemeint, das die

Eucharistie enthält – ganz gleich, welche Form und Größe es hat“⁶¹. In der Zeit der Gotik „gab es verschiedene Arten der Aufbewahrung des Allerheiligsten. Der Behälter – Turm, Taube oder Pyxis – wurde über dem Altar aufgehängt und mit einem Tuch umhüllt. Manchmal befand sich der Behälter aber auch unter dem Altar ... Normalerweise befand sich der Behälter jedoch in einem kleinen Schrein oder in einer Kapelle, rechts oder links vom Altar in die Mauer eingelassen“. „Die letzte historische Phase der Entwicklung des Tabernakels als eucharistischer Behälter auf dem Altartisch fällt in die Zeit Anfang des 16. Jahrhunderts“. Der hl. Karl Borromäus verbreitet diese Praxis, die dann auch von den Päpsten gefördert wird. „Gegen Mitte des 18. Jahrhunderts war es zur Gewohnheit geworden, dass sich der Tabernakel fast in allen Kirchen auf dem Altar befand, was Benedikt XIV. in seiner Konstitution *Accepimus* vom 16. Juli 1746 auch prompt zur ‚gültigen Disziplin‘ erklärte. Universale Gültigkeit kam dem Ganzen dann durch den Erlass der Heiligen Ritenkongregation vom 16. August 1863 zu, der jede andere Form der Aufbewahrung verbot“⁶². Die schon erwähnten durchaus problematischen Bestimmungen von 1967 wollen den Primat der Eucharistiefeyer vor der eucharistischen Gegenwart betonen, stellen aber den Wert der Anbetung des Altarsakramentes außerhalb der Messfeier nicht in Frage.

Gegen einen nostalgischen Archäologismus, der das zweite gegen das erste christliche Jahrtausend ausspielt, betont Joseph Ratzinger die innere Logik der Entwicklung:

„Christus empfangen heißt: auf ihn zugehen, ihn anbeten. Aus diesem Grund kann das Empfangen über den Moment der eucharistischen Feier hinausreichen, ja, muss es tun. Je mehr die Kirche in das eucharistische Geheimnis hineinwuchs, desto mehr hat sie begriffen, dass sie Kommunion nicht in den umgrenzten Minuten der Messe zu Ende feiern kann. Erst als so das Ewige Licht in den Kirchen entzündet wurde und neben dem Altar der Tabernakel aufgerichtet wurde, war gleichsam die Knospe des Geheimnisses aufgesprungen und die Fülle des eucharistischen Geheimnisses von der Kirche angenommen“⁶³.

Diese innere Logik gilt auch entgegen der protestantischen Praxis, die nicht den Glauben der Kirche erreicht. Auch gegenüber den von der vollen Einheit mit der katholischen Kirche getrennten orientalischen Kirchen sind kritische Bemerkungen fällig. Infrage gestellt wird dort nicht der Glaube an die wahre eucharistische Gegenwart, aber bei den Gesten der Ehrfurcht im Gotteshaus (zumindest außerhalb der Liturgie) spielen die Ikonen eine viel größere Rolle als das auf dem Altar aufbewahrte Heiligste Sakrament. Ist dies eine glückliche Entwicklung, wenn die bildhaften Zeichen des Heiligen wichtiger erscheinen als der leibhaftig gegenwärtige Christus selbst?

6. Die eucharistische Anbetung bei der Heiligen Messe

Wir kommen nun zu den praktischen Folgen unseres Glaubens an die leibhaftige Gegenwart Jesu Christi im Allerheilig-

rum, Nr. 17. Kardinal Mauro Piacenza, gegenwärtig Präfekt der Kleurkongregation, verfasste diesen Beitrag im Jahre 2004 als Vorsitzender der Päpstlichen Kommission für die kulturellen Güter der Kirche; vgl. die ausführlichere italienische Fassung auf der Internetseite des Vatikans: M. PIACENZA, *La custodia dell'Eucaristia. Il Tabernacolo e la sua storia*, 11.7.2004, in www.vatican.va/roman_curia/pontifical_commissions/pcchc/documents...

Für eine ausführlichere Darstellung der geschichtlichen Fragen vgl. O. NUBBAUM, *Der Aufbewahrungsort der Eucharistie* (Theophaneia 29), Bonn 1979; MEYER (1989) 580-597.

⁵⁵ Augustinus, *Enarrationes* in Ps. 98,9 (PL 37, 1264; CChr.SL 39, 1385): „Nemo illam carnem manducat, nisi prius adoraverit ... et non solum non peccemus adorando, sed peccemus non adorando“.

⁵⁶ Vgl. Cyrill von Jerusalem, *Catecheses mystag.* 5,22 (Fontes christiani 7, 164).

⁵⁷ Vgl. Johannes Chrysostomus, *In 1 Cor. Hom.* 24,5 (PG 61, 203).

⁵⁸ RATZINGER, *Theologie der Liturgie* 89 (Erstveröffentlichung: *Der Geist der Liturgie*, Freiburg i.Br. 2000, 78).

⁵⁹ Anastasius Bibliothecarius, *Historia de vitis Romanorum Pontificum* 24,38 (PL 127, 1517f); vgl. H. LECLERQ, *Colombe eucharistique*, in *DACL III/2* (1914) 2231-2234 (2232); PIACENZA, aaO.

⁶⁰ PIACENZA, aaO.

⁶¹ Ibidem.

⁶² Ibidem.

⁶³ RATZINGER, *Theologie der Liturgie* 355 (Erstveröffentlichung: *Die Eucharistie – Mitte der Kirche. Vier Predigten*, München 1978).

sten Sakrament und zur pastoralen Bedeutung der eucharistischen Anbetung. Dabei sei zunächst die Heilige Messe gewürdigt und in einem zweiten Schritt die eucharistische Anbetung außerhalb der Messfeier.

Wer für die Gestaltung des Gotteshauses verantwortlich ist, sollte das Beispiel des hl. Franziskus beherzigen. Der „Poverello“ war persönlich arm, legte aber großen Wert auf die kostbare Ausstattung all dessen, was mit dem Allerheiligsten Sakrament zusammenhängt. Er schreibt: „Die Kelche, die Korporalien, den Altarschmuck und alles, was zum [eucharistischen] Opfer gehört, sollen sie in kostbarer Ausführung haben“⁶⁴. „Für das höchste Gut ist das Kostbarste gerade gut genug“⁶⁵. Die Kleriker ermahnt er eindringlich: „Alle jene, die solche hochheiligen Geheimnisse verwalten, und besonders diejenigen, welche sie ohne die rechte Diskretion verwalten, mögen in ihrem Inneren bedenken, wie minderwertig die Kelche, Korporalien und Linnen sind, auf denen der Leib und Blut unseres Herrn geopfert wird. Und von vielen wird er an ganz gewöhnlichen Orten aufbewahrt und in kläglich Weise über die Straße getragen und unwürdig empfangen und unterschiedslos anderen ausgeteilt ... Daher wollen wir uns in all diesem und auch in anderen Dingen schnell und gründlich bessern“⁶⁶. Noch in seinem Testament betont er: „Ich will, dass diese heiligsten Geheimnisse über alles geehrt, angebetet und an kostbaren Stellen aufbewahrt werden“⁶⁷.

Wenn wir in eine Kirche eintreten, sollten wir als Erstes darauf achten, den „Herrn des Hauses“ zu ehren mit einer Kniebeuge vor dem Tabernakel, der bezeichnet wird durch das Ewige Licht. Danach gehen wir in eine Bank und knien uns dort hin, sofort das möglich ist. „So wie man nicht in ein Haus hineinget und sich dort auf den nächstbesten Stuhl setzt, ohne den Hausherrn zu begrüßen, so kann man auch im Gotteshaus sich nicht einfach niedersetzen, ohne kurze Zwiesprache mit dem Herrn im Sakrament gehalten zu haben“⁶⁸.

Der erste Akt der eucharistischen Anbetung in der Messfeier selbst ist die Kniebeuge des Priesters nach der hl. Wandlung. Während bei der „forma ordinaria“ des römischen Ritus der Priester zunächst die verwandelten Gaben der Gemeinde zeigt und erst danach eine Kniebeuge macht, ist die Gestik der Anbetung bei der „forma extraordinaria“ noch eindringlicher: die erste Kniebeuge geschieht unmittelbar nach der Wandlung, und eine zweite Kniebeuge folgt nach der Elevation. Hier wird deutlicher, dass die Gott zu erweisende Ehre einen Vorrang hat vor der Ausrichtung auf die Menschen, denen die heiligen Gestalten gezeigt werden.

Die Elevation der heiligen Gestalten darf im übrigen nicht nur als Zeigegeste verstanden werden, sondern ist auch eine

Hinwendung „nach oben“, um Gott zu ehren. Bereits beim jüdischen Festmahl findet sich eine Geste der Darbringung, wobei der Kelch nach oben gehoben wird. Dieses Geschehen wird, wie Josef Andreas Jungmann meint, „sehr wahrscheinlich“ zu Recht von der Basiliusliturgie auf das letzte Abendmahl selbst zurückgeführt⁶⁹: „Der Herr nimmt das Brot auf seine heiligen Hände und hält es zeigend, darbietend dem himmlischen Vater entgegen“⁷⁰. Dieser Opfergestus ist in der Messfeier gleichzeitig ein Akt der Anbetung.

In der außerordentlichen Form der römischen Messliturgie ist vorgesehen, dass die Gemeinde während des eucharistischen Hochgebetes kniet. Damit wird ein klares Zeichen der Anbetung gesetzt. In der „forma ordinaria“ ist dies leider weniger deutlich. In der Allgemeinen Einführung in das Römische Messbuch 1969 ist vorgesehen, dass die Gemeinde vom Gabengebet bis zum Ende der Messfeier steht. Nur zur Konsekration möge man sich hinknien, wenn nicht (so heißt es) „die Platzverhältnisse oder eine große Teilnehmerzahl oder andere vernünftige Gründe“ daran hindern⁷¹. In der 2002 festgelegten Grundordnung der Messfeier hingegen wird zusätzlich auch das Knien während des gesamten Hochgebetes empfohlen: „Wo der Brauch besteht, dass das Volk nach dem Sanctus bis zum Ende des Eucharistischen Hochgebets und vor der Kommunion ... knien bleibt, ist er lobenswerterweise beizubehalten“⁷².

Als ich einmal im Tessin den Kommunionkindern erklärte, warum man sich bei der Wandlung hinkniet, da meinte ein aufgeweckter kleiner Junge, dem die überlieferte Praxis unbekannt war: „Wäre es da nicht richtig, wenn wir uns auch dann hinknien, wenn wir die Kommunion empfangen?“ Diese Erkenntnis ist vollkommen richtig, denn ein Akt der Anbetung geschieht am sinnvollsten im Knien und nicht beim Stehen. Papst Benedikt XVI. hat uns da bei seinen päpstlichen Messfeiern ein gutes Beispiel gegeben. Die neue Grundordnung der Messfeier überlässt es den Bischofskonferenzen zu entscheiden, ob die Gläubigen die Kommunion kniend oder stehend empfangen; bei der stehenden Kommunion wird freilich ein vorausgehendes Zeichen der Ehrerbietung empfohlen⁷³. Das liturgische Recht betont außerdem: „Es ist ... nicht gestattet, einem Christgläubigen die heilige Kommunion ... nur deshalb zu verweigern, weil er die Eucharistie kniend oder stehend empfangen möchte“⁷⁴.

Wie für den Empfang der Kommunion, so empfiehlt sich das Knien auch für die darauf folgende Danksagung. Hier sollte je-

⁶⁴ Epistula I ad custodes, 3-4; deutsch in D. BERG – L. LEHMANN (Hrsg.), *Franziskus-Quellen*, Kevelaer 2009, 111. Zur Eucharistieverehrung des hl. Franziskus vgl. F. HOLBÖCK, *Das Allerheiligste und die Heiligen*, Stein am Rhein 1986, 89-95.

⁶⁵ BERG-LEHMANN (2009) 111, Anm. 5.

⁶⁶ Epistula ad clericos, 4f. 10; deutsch bei HOLBÖCK (1986) 93; vgl. BERG-LEHMANN (2009) 122.

⁶⁷ Testamentum, 11; deutsch bei HOLBÖCK (1986) 92; vgl. BERG-LEHMANN (2009) 60.

⁶⁸ L. GESCHWIND, *Die eucharistische Anbetung: Theologie und Praxis*, in STUMPF (2006) 105-115 (112).

⁶⁹ J.A. JUNGSMANN, *Acceptit panem. Liturgiewissenschaftliches zur Eucharistie als Opfer im Abendmahlssaale*, in DERS., *Liturgisches Erbe und pastorale Gegenwart*, Innsbruck 1960, 366-372 (370-372); vgl. ZKTh 67 (1943) 162-165.

⁷⁰ JUNGSMANN (1960) 366. Vgl. F.E. BRIGHTMAN, *Liturgies eastern and western*, Oxford 1896, 327: *labôn árton epi tôn hagiôn autoû kai achrántôn cheirôn kai anadeíxas soi tô Theô kai Patrì.*

⁷¹ AEM (1969), Nr. 21. Vgl. M. BARBA, *Institutio generalis Missalis Romani. Textus – Synopsis – Variationes*, Città del Vaticano 2006, 430f.

⁷² *Grundordnung des römischen Messbuchs*, Nr. 43.

⁷³ Vgl. *Grundordnung des römischen Messbuchs*, Nr. 160.

⁷⁴ Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung, *Instruktion Redemptionis Sacramentum* (2004), Nr. 91 (VAS 164, S. 41).

der katholische Christ, der zum Tisch des Herrn geführt worden ist, ein passendes Gebet auswendig können, z.B. „Seele Christi, heilige mich“. Die Danksagung nach der Kommunion sollte nicht zu kurz bemessen sein und sich gegebenenfalls auch noch nach dem Schlußsegen fortsetzen. Manche Leute verhalten sich freilich wie die römische Gräfin, die jedesmal gleich nach dem Empfang der Kommunion zur Kirchentüre ging, um davonzueilen. Der heilige Philipp Neri schickte ihr eines Tages zwei Ministranten mit brennenden Kerzen hinterher. Sie stellte Philipp Neri zur Rede. Wie komme er dazu, sie so bloßzustellen? Der Heilige gab ihr zur Antwort, er habe sich nur an die kirchlichen Vorschriften gehalten, denn es sei vorgeschrieben, das Allerheiligste auf seinem Weg über die Straßen mit Kerzen zu begleiten⁷⁵.

7. Die Verehrung des Altarsakramentes außerhalb der Messfeier

7.1 Die Erziehung zur gemeinschaftlichen und persönlichen Anbetung

In der Anbetung des Mensch gewordenen Sohnes Gottes im Altarsakrament verwirklichen wir in der intensivsten Weise auf dieser Erde das allererste Gebot, Gott über alles zu lieben. Bei der Verehrung des Allerheiligsten Sakramentes außerhalb der Messfeier sind zunächst einmal die gemeinschaftlichen Formen zu berücksichtigen, dann aber auch die persönliche Tabernakelfrömmigkeit beim Besuch des Gotteshauses. Unter den „vielfältigen Formen eucharistischer Frömmigkeit“ nennt Johannes Paul II.: „persönliches Gebet vor dem Allerheiligsten, Anbetungsstunden, kürzere oder längere Zeiten der Aussetzung, das jährliche Vierzigstündige Gebet, der Sakramentale Segen, eucharistische Prozessionen, Eucharistische Kongresse“⁷⁶.

7.1.1 Die Prozession am Fronleichnamsfest

Die herausragendste Form der eucharistischen Anbetung von Seiten einer Gemeinschaft ist hier sicher die *Prozession am Fronleichnamsfest*, das 1264 von Papst Urban IV. eingeführt wurde, im Anschluss an die Visionen der seligen Juliane von Lüttich. Die eucharistische Prozession am Fronleichnamsfest gehört noch nicht zum Ursprung des Festes, wird aber bald hiermit verbunden. Das älteste uns bekannte Zeugnis für die Fronleichnamsprozession stammt aus der Pfarrei St. Gereon in Köln zwischen 1264 und 1278⁷⁷. Das Fronleichnamsfest ist nach den Worten Johannes Pauls II. „ein öffentlicher Akt der Verehrung, der dem in der Eucharistie gegenwärtigen Christus bezeugt wird“⁷⁸. „Wo es nach dem Urteil des Diözesanbischofs möglich ist“, so betont der Codex des kanonischen Rechtes, „soll zum

öffentlichen Zeugnis der Verehrung gegenüber der heiligsten Eucharistie, vor allem am Hochfest Fronleichnam, eine Prozession stattfinden, die durch die öffentlichen Straßen führt“⁷⁹. Die Sakramentenkongregation betont dazu: „Obwohl dies an einigen Orten nicht möglich ist, soll die Tradition der Abhaltung eucharistischer Prozessionen dennoch nicht aufhören. Es sollen vielmehr neue Möglichkeiten gesucht werden, sie gemäß den heutigen Umständen durchzuführen, zum Beispiel an Wallfahrtsorten, auf Grundstücken, die der Kirche gehören, oder, mit Zustimmung der zivilen Autorität, in öffentlichen Gärten“⁸⁰. Die Prozession mit dem sakramentalen Segen verbindet sich mit der Absicht, den Segen Gottes in die ganze Welt hinauszutragen und sich vor aller Augen zu Christus, dem König, zu bekennen. Das Konzil von Trient spricht hier von einem Ausdruck der Dankbarkeit gegenüber der göttlichen Wohltat, „durch die der Sieg und Triumph seines [Christi] Todes dargestellt wird. Und zwar sollte die siegreiche Wahrheit einen solchen Triumph über Lüge und Häresie feiern, dass ihre Gegner, in den Anblick eines so großen Glanzes und in eine so große Freude der gesamten Kirche versetzt, entweder entkräftet und gebrochen dahinschwinden oder von Scham erfüllt und verwirrt irgendwann einmal wieder zur Einsicht kommen“ (DH 1644).

Die Wirksamkeit dieser Hinweise, die in unseren Landen in den Jahren nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil oft als „Triumphalismus“ verunglimpft wurden⁸¹, zeigt sich etwa in der Erfahrung des dänischen lutherischen Naturwissenschaftlers Niels Stensen, der im April 1660 im italienischen Livorno eine festliche Fronleichnamsprozession erlebte, die ihn tief beeindruckte. Dabei drängte sich ihm der Gedanke auf: „Entweder ist diese Hostie ein einfaches Stück Brot und diejenigen sind Toren, die ihm solche Huldigung erweisen, oder sie enthielt wirklich den Leib Jesu Christi; warum erweise ich ihm dann nicht die ihm entsprechende Ehre?“⁸² Dieses Erlebnis war jedenfalls der entscheidende Anstoß, der Stensen dann zum Übertritt in die katholische Kirche veranlasste. Niels Stensen wurde später Priester und Bischof für die nordeuropäische Diaspora. 1988 erfolgte seine Seligsprechung.

7.1.2 Besondere Anlässe gemeinschaftlicher und privater Anbetung

Eine eng mit dem österlichen Triduum verbundene Form der eucharistischen Anbetung findet sich am *Gründonnerstag* im Anschluss an die Messfeier vom Letzten Abendmahl: gemäß der Mahnung Jesu an seine Jünger auf dem Ölberg, mit ihm zu wachen und zu beten, sind die Gläubigen eingeladen, nach der Liturgie anbetend beim eucharistischen Herrn zu verweilen. Nach der Karfreitagliturgie gibt es seit dem Mittelalter den Brauch, das Allerheiligste im „*Heiligen Grab*“ aufzubewahren. Damit verbindet sich die schon seit dem 2. Jahrhundert bekann-

⁷⁵ Vgl. GSCHWIND (2006) 114.

⁷⁶ *Dominicae coenae* (1980), Nr. 3 (VAS 15, S. 7). Vgl. schon die ähnliche Auflistung bei Pius XII., Enzyklika *Mediator Dei* (1947): AAS 39 (1947) 570; deutsch A. ROHRBASSER (Hrsg.), *Heilslehre der Kirche. Dokumente von Pius IX. bis Pius XII.*, Freiburg/Schweiz 1953, Nr. 316.

⁷⁷ Vgl. A. HEINZ, *Fronleichnam II. Prozession*, in LThK³ 4 (1995) 173f.

⁷⁸ Johannes Paul II., *Dominicae coenae* (1980), Nr. 3 (VAS 15, S. 7).

⁷⁹ CIC/1983, can. 944 § 1.

⁸⁰ *Redemptionis Sacramentum* (2003), Nr. 144 (VAS 164, S. 58).

⁸¹ Zur Antwort auf diese Vorwürfe vgl. J. RATZINGER, *Was bedeutet Fronleichnam für mich? Drei Meditationen*, in DERS., *Theologie der Liturgie* (2008), 488-497 (489-492) (Erstveröffentlichung 1978).

⁸² F. HOLBÖCK, *Der selige Niels Stensen*, in DERS., *Die neuen Heiligen der katholischen Kirche*, Bd. 3, Stein am Rhein 1994, 86-95 (87).

te Praxis, während der 40 Stunden der Grabesruhe Jesu eine Gebetswache zu halten, und es entsteht das sogenannte „Vierzigstündige Gebet“.

Seit dem 16. Jh. hielt man ein solches 40stündiges Gebetstridium auch zu anderen Zeiten des Jahres. In der gleichen Zeit beginnt die 1529 von Papst Clemens VIII. in Rom eingeführte „Ewige Anbetung“, ein „jährlich neu beginnender, die Kirchen der Stadt der Reihe nach erfassender Zyklus von aufeinanderfolgenden 40stündigen Gebeten“. „In Deutschland hat die ‚Ewige Anbetung‘ die Form einer täglich reihum durch die Pfarrkirchen einer Diözese wandernde Aussetzung; in der Nacht wird jeweils in einer Klosterkirche nächtliche Anbetung gehalten. Wo ein Vierzigstündiges Gebet abgehalten wird, wird die Aussetzung bei Nacht regelmäßig unterbrochen“⁸³.

Die Eucharistieinstruktion von 1967 erwähnt das Vierzigstündige Gebet nicht mehr ausdrücklich, sieht aber als Möglichkeit eine alljährliche längerdauernde feierliche Aussetzung vor in den Kirchen, in denen die Eucharistie ständig aufbewahrt wird⁸⁴. Ausdrücklich zur Geltung gebracht wird das Vierzigstündige Gebet im Schreiben *Dominicae coenae* Johannes Pauls II.⁸⁵

Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang auch die in den letzten Jahrzehnten in manchen Gemeinden aufgekommene Praxis, im Gotteshaus rund um die Uhr eucharistische Anbetung zu halten (die nur während der Messfeier unterbrochen wird). Papst Benedikt XVI. empfiehlt: „Im Bereich des Möglichen sollten ... vor allem in den bevölkerungsreicheren Gebieten Kirchen oder Oratorien bestimmt und eigens für die ewige Anbetung bereitgestellt werden“⁸⁶.

Leichter zu verwirklichen sind eucharistische Andachten, die mit Aussetzung in der Monstranz und dem sakramentalen Segen verbunden sind⁸⁷.

Im Jahre 2005 entstand in Köln, als Frucht der nächtlichen eucharistischen Anbetung beim Weltjugendtag, eine Gebetsform, für die sich der englische Name „Nightfever“ eingebürgert hat: Jugendliche schenken Passanten abends vor dem Gotteshaus eine Kerze und laden sie ein, damit in die Kirche zu kommen, wo die Gelegenheit besteht zur persönlichen eucharistischen Anbetung, verbunden mit gemeinsamem Gebet und meditativer Musik⁸⁸.

Mit der Erfahrung des Gründonnerstags verbunden ist hingegen die auf das Vorbild der hl. Maria Magdalena Alacoque zurückgehende Praxis, am ersten Donnerstag eines Monats dem am Ölberg wachenden Herrn für eine Stunde anbetend Gesellschaft zu leisten: die sogenannte „Heilige Stunde“. Dabei ist es sinnvoll, Gelegenheit zur Beichte zu geben, um sich auf die Sühnekommunion am Herz-Jesu-Freitag vorzubereiten, die ebenfalls auf die prophetischen Botschaften der hl. Maria Magdalena zurückgeht⁸⁹.

Für den gemeinschaftlichen Vollzug der Anbetung sind sehr hilfreich die Sakramentsbruderschaften, deren Ziele Papst Leo XIII. folgendermaßen beschreibt: „zur glanzvolleren Gestaltung der eucharistischen Gottesdienste“, „zur ewigen Anbetung des Allerheiligsten“ und „zur Sühnung der Schmach und Beleidigung“, die dem Altarsakrament widerfährt⁹⁰.

Über das *persönliche Gebet vor dem Allerheiligsten* gibt es in neuere Zeit eindrucksvolle Zeugnisse vor allem vom Papst Johannes Paul II. Zum Gründonnerstag 1980 schreibt er: „Die Kirche und die Welt haben die eucharistische Verehrung sehr nötig. In diesem Sakrament der Liebe wartet Christus selbst auf uns. Keine Zeit sei uns dafür zu schade, um ihm dort zu begegnen: in der Anbetung, in einer Kontemplation voller Glauben, bereit, die große Schuld und alles Unrecht der Welt zu sühnen. Unsere Anbetung sollte nie aufhören“⁹¹. Im eucharistischen Kult dauern „die Früchte der Gemeinschaft am Leib und Blut des Herrn“ fort und „vervielfachen“ sich⁹². „Es obliegt den Hirten, zur Pflege des eucharistischen Kultes zu ermutigen, auch durch ihr persönliches Zeugnis, insbesondere zur Aussetzung des Allerheiligsten sowie zum anbetenden Verweilen vor Christus, der unter den eucharistischen Gestalten gegenwärtig ist“⁹³. In seinem Apostolischen Schreiben zum Jahr der Eucharistie (2004-2005) betont Johannes Paul II.: „Verweilen wir lange auf den Knien vor dem in der Eucharistie gegenwärtigen Herrn, indem wir mit unserem Glauben und unserer Liebe die Nachlässigkeiten, die Vergessenheit und sogar die Beleidigungen wiedergutmachen, die unser Erlöser in vielen Teilen der Welt erleiden muss“. „Die Gegenwart Jesu im Tabernakel muss *ein Anziehungspunkt* für eine immer größere Anzahl von Seelen sein, die von Liebe zu ihm erfüllt sind und fähig sind, lange da zu bleiben, um seine Stimme zu hören und gleichsam seinen Herzschlag zu spüren. ‚Kostet und seht, wie gütig der Herr ist‘“⁹⁴.

⁸³ R. BERGER, *Vierzigstündiges Gebet*, in DERS., *Pastoralliturgisches Handlexikon*, Freiburg i.Br. 41986, 538f.

⁸⁴ Vgl. *Eucharisticum mysterium* (1967), Nr. 63; 65: AAS 59 (1967) 571f.

⁸⁵ Vgl. *Dominicae coenae* (1980), Nr. 3 (VAS 15, S. 7).

⁸⁶ Benedikt XVI., *Sacramentum caritatis* (2007), Nr. 67 (VAS 177, S. 90).

⁸⁷ Für die pastorale Praxis sind hier hilfreich u.a. W. BULST, *Wir beten an. Eucharistische Gebete für das Kirchenjahr*, Kevelaer 171994; H. BUSCHOR (Hrsg.), *Wir beten an. Eucharistische Gebete; Sakramentsandachten*, Stein am Rhein 2005; Adoremus. *Anbetung – Lobpreis – Dank. Wechselgebete und Lieder mit Noten für Zönakel, Anbetungsstunden, Gebetsabende und Sühnenächte*, hrsg. von der Aktion Adoremus Krefeld in Zusammenarbeit mit vielen Gebetsgruppen, Fe-Medienverlags GmbH, Kisslegg, 162012.

⁸⁸ Vgl. www.nightfever-online.org; R.M. SCHWARZ, „Starke Sache, wann hat der Laden denn mal wieder offen?“. *Kleiner Anfang, große Wirkung. Die Nightfever-Initiative wird zu einer internationalen Erfolgsgeschichte. Ein Abend, der ein ganzes Leben verändern kann*, in Die Tagespost, 29.1.2013, S. 18.

⁸⁹ Für eine theologische und pastorale Erschließung sind hilfreich F. SCHWENDIMANN, *Herz-Jesu-Verehrung heute?* Regensburg 1974; T.T. O'DONNELL, *Heart of the Redeemer*, San Francisco 1992; eine liturgische Hilfe bietet u.a. P. WENISCH, *Das Mysterium des Herzens Jesu Christi in der Liturgie*, St. Augustin 1981.

⁹⁰ Leo XIII., Enzyklika *Mirae caritatis* (1902): Leonis XIII P.M. Acta, XXII, 134; deutsch A. ROHRBASSER (Hrsg.), *Heilslehre der Kirche. Dokumente von Pius IX. bis Pius XII.*, Freiburg/Schweiz 1953, Nr. 187. Zur Bedeutung der Sakramentsbruderschaften vgl. F. MARXER, *L'Eucharistie au XVII^e siècle. Le modèle tridentin*, in M. BROUARD (Hrsg.), *Eucharistia. Encyclopédie de l'Eucharistie*, Paris 2002, 213-238 (214-216).

⁹¹ *Dominicae coenae* (1980), Nr. 3 (VAS 15, S. 7).

⁹² Johannes Paul II., *Ecclesia de Eucharistia* (2003), Nr. 25 (VAS 159, S. 25).

⁹³ *Ibidem* (VAS 159, S. 24).

⁹⁴ Johannes Paul II., *Mane nobiscum Domine*, Nr. 18 (VAS 167, S. 15).

Papst Paul VI. nennt den Besuch des heiligsten Sakramentes einen „Beweis der Dankbarkeit und ein Zeichen der Liebe wie der schuldigen Verehrung gegenüber Christus dem Herrn, der hier gegenwärtig ist“⁹⁵. Als Beispiel dafür nennt Johannes Paul II. die Praxis der Heiligen, vor allem den hl. Alfons von Liguori, mit seinem berühmten Werk „*Visite al Santissimo Sacramento ed a Maria Santissima*“. Darin schreibt der heilige Volksmissionar, der im religiösen Winter der Aufklärungszeit einen neuen geistlichen Frühling herbeiführte, Folgendes: „Unter allen Frömmigkeitsformen ist die Anbetung des eucharistischen Christus die erste nach den Sakramenten; sie ist Gott am liebsten und uns am nützlichsten“⁹⁶.

Eindrucksvolle Worte finden sich auch beim hl. Johannes Bosco: „Wollt ihr, dass der Herr euch viele Gnaden gewährt? Dann besucht Ihn oft! Wollte ihr, dass Er euch nur wenige Gnaden gewährt? Dann besucht Ihn selten! ... Meine Lieben, die Besuchung des Heilands im heiligsten Sakrament ist ein allzu notwendiges Mittel, um den bösen Geist zu überwinden. Macht also oft einen Besuch beim eucharistischen Heiland, dann wird der Dämon nichts gegen euch ausrichten“⁹⁷.

Verständlich ist darum die kirchenrechtliche Vorschrift: „Wenn kein schwerwiegender Grund dem entgegensteht, ist eine Kirche, in der die heiligste Eucharistie aufbewahrt wird, täglich wenigstens einige Stunden für die Gläubigen offenzuhalten, damit sie vor dem heiligsten Sakrament dem Gebet obliegen können“⁹⁸.

7.2 Die Marienfrömmigkeit als Weg zur eucharistischen Anbetung

Das genannte Werk des hl. Alfons ist eine Ermunterung, die eucharistische und die marianische Frömmigkeit nicht voneinander zu trennen. Der Leib Christi stammt aus der Jungfrau Maria, wie der Hymnus „*Ave verum, corpus natum de Maria Virgine*“ betont, und die Anrufung der Gottesmutter führt uns näher zu ihrem Sohn. Johannes Paul II. erinnert an den Besuch Mariens bei Elisabeth, wobei sie in gewisser Weise zum „ersten Tabernakel“ der Geschichte wird, „in dem sich der Sohn Gottes ... der Anbetung Elisabeths darbietet und sein Licht gleichsam durch die Augen und die Stimme Mariens ‚aufleuchtet‘. Und ist der entzückte Blick Marias, die das Antlitz des neugeborenen Christus betrachtet und ihn in ihre Arme nimmt, nicht vielleicht das unerreichbare Vorbild der Liebe, von der wir uns bei jedem Kommunionempfang inspirieren lassen müssen?“⁹⁹ Die „*Ave Maria*“ beim Rosenkranzgebet sind wie Treppen, die stets zum

Namen „Jesus“ und zur Betrachtung seines Lebens führen. Von daher klärt sich auch die Vorschrift Papst Leos XIII., den Rosenkranz im Oktober vor dem ausgesetzten Allerheiligsten zu beten¹⁰⁰. Diese Praxis ist vielerorts außer Gebrauch gekommen, wird aber von der Instruktion der Sakramentenkongregation „*Redemptionis Sacramentum*“ wieder ins Spiel gebracht: „Vor dem aufbewahrten oder ausgesetzten Allerheiligsten soll auch das Rosenkranzgebet nicht ausgeschlossen werden ... Vor allem wenn eine Aussetzung erfolgt, soll jedoch die Besonderheit dieses Gebetes als Betrachtung der Mysterien des Lebens Jesu, des Erlösers, und des Heilsplanes des allmächtigen Vaters, besonders unter Heranziehung von Lesungen aus der Heiligen Schrift, ins Licht gestellt werden“¹⁰¹. Johannes Paul II. nennt den Rosenkranz in seinem Apostolischen Schreiben zum Jahr der Eucharistie, *Mane nobiscum Domine* (2004), einen „Weg, der für die eucharistische Betrachtung besonders geeignet ist, wird sie doch in Gemeinschaft mit Maria und in der Schule Mariens vollzogen“¹⁰².

7.3 Die eucharistische Anbetung als Vorahnung der himmlischen Seligkeit

Die Anbetung des eucharistischen Herrn schenkt uns bereits eine gewisse Vorahnung der künftigen Seligkeit bei der Vollendung der Welt nach der Wiederkunft Christi. Im Altarsakrament ist der auferstandene Christus mit seinem verklärten Leib unter uns gegenwärtig. Die Eucharistie ist „Unterpfand der künftigen Herrlichkeit“, gemäß den Worten Jesu in der Synagoge von Kafarnaum: „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am Letzten Tag“ (Joh 6,54). Verborgenen unter den Gestalten von Brot und Wein schauen wir denjenigen, der jeden von uns besser kennt als wir uns selbst. Diese gegenseitige „Schau“ wird sehr schön beleuchtet in einer Erfahrung des hl. Pfarrers von Ars:

„In der ersten Zeit, da ich in Ars war, befand sich hier ein Mann ..., der niemals an der Kirche vorbeiging, ohne einzutreten. Morgens, wenn er zur Arbeit ging, und abends, wenn er zurückkam, ließ er Hacke und Spaten vor der Kirchtüre stehen und blieb lange Zeit in Anbetung vor dem heiligsten Sakrament. O wie gern sah ich das! Ich fragte ihn einmal, was er denn mit unserem Herrn rede während der langen Besuche, die er bei Ihm mache. Wisst ihr, was er antwortete? ‚O, Herr Pfarrer, ich sage Ihm nichts, ich sehe Ihn an, und Er sieht mich an!‘“¹⁰³

In der himmlischen Seligkeit werden wir Gott schauen, wie er ist (vgl. 1 Kor 13,12; 1 Joh 3,2), und auch dem auferstande-

⁹⁵ Paul VI., Enzyklika *Mysterium fidei* (1965): AAS 57 (1965) 771, zitiert bei Johannes Paul II., *Ecclesia de Eucharistia* (2003), Nr. 25, Anm. 49 (VAS 159, S. 25).

⁹⁶ ALFONS VON LIGUORI, *Visite al Santissimo Sacramento ed a Maria Santissima*, in DERS., *Opere ascetiche*, Avellino 2000, 295, zitiert von Johannes Paul II., *Ecclesia de Eucharistia* (2003), Nr. 25 (VAS 159, S. 25).

⁹⁷ G.B. LEMOYNE, *Vita di S. Giovanni Bosco*, Bd. II, Torino 1975, 241, übersetzt bei HOLBÖCK (1986) 377.

⁹⁸ CIC/1983, can. 937.

⁹⁹ Johannes Paul II., *Ecclesia de Eucharistia* (2003), Nr. 55 (VAS 159, S. 48).

¹⁰⁰ Vgl. Leo XIII., Enzyklika *Superiore Anno* (1884): vom 1. Oktober bis zum 2. November sind in allen Pfarrkirchen, Marienheiligtümern oder auch anderen Kirchen wenigstens fünf Gesetze des Rosenkranzes mit der Lauretanschen Litanei zu beten; „findet die Andacht am Morgen statt, so soll sie mit dem heiligen Messopfer verbunden werden, wenn nachmittags, so ist das Allerheiligste zur Anbetung auszusetzen und am Schluss der sakramentale Segen zu geben“ (R. GRABER – A. ZIEGENAUS [edd.], *Die Marianischen Weltrundschreiben der Päpste ...*, Regensburg³ 1997, S. 53).

¹⁰¹ *Redemptionis Sacramentum*, Nr. 137 (VAS 164, S. 57).

¹⁰² Johannes Paul II., *Mane nobiscum Domine*, Nr. 18 (VAS 167, S. 15).

¹⁰³ F.X. KERER – J. JANSSEN, *Der heilige Pfarrer von Ars*, Kaldenkirchen 1939, 91, zitiert in HOLBÖCK (1986) 344.

nen Herrn in seinem Glanz begegnen können inmitten der Gemeinschaft aller Engel und Heiligen. Was uns für die Ewigkeit verheißen ist, findet seinen Anfang im Geheimnis der Eucharistie. „Die Eucharistie ist wirklich ein Aufbrechen des Himmels, der sich über der Erde öffnet. Sie ist ein Strahl der Herrlichkeit des himmlischen Jerusalem, der die Wolken unserer Geschichte durchdringt und Licht auf unseren Weg wirft“¹⁰⁴.

¹⁰⁴ Johannes Paul II., *Ecclesia de Eucharistia*, Nr. 19 (VAS 159, S. 19).

¹⁰⁵ E. STEIN, *Aus dem Leben einer jüdischen Familie* (Werke VII), Louvain – Freiburg i.Br. 1965, 282.

Wenn dieses Licht in unserem Leben aufscheint, dann wird es auch mit der Kirche in unserem Lande wieder aufwärts gehen. Als Beispiel dafür sei abschließend ein Erlebnis aus dem Leben der hl. Edith Stein erzählt. Zu den Elementen, die zu ihrer Bekehrung beitrugen, gehört ein Besuch im Frankfurter Dom. Als sie die Kirche aus kunsthistorischer Neugierde besichtigte, kam auf einmal „eine Frau mit ihrem Marktkorb herein und kniete zu kurzem Gebet in einer Bank nieder. Das war für mich etwas ganz Neues. In die Synagogen und in die protestantischen Kirchen, die ich besucht hatte, ging man nur zum Gottesdienst. Hier aber kam jemand mitten aus den Werktagsgeschäften in die menschenleere Kirche wie zu einem vertrauten Gespräch. Das habe ich nie vergessen können“¹⁰⁵.

*Prof. Dr. Manfred Hauke
Via Roncaccio 7
6900 Lugano (Schweiz)*

STEFFEN KÖHLER

Der schöne Fehler. Über produktive Missverständnisse

Im November 1933 hielt *Gottfried* Benn eine Rede zum Expressionismus, in der er bezüglich Goethes *Faust II* feststellte, dieser enthalte völlig sinnfreie, gänzlich formalisierte Passagen. Er zitiert: „Entzahnte Kiefern schnattern und das schlotternde Gebein, Trunkener vom letzten Strahl.“ Benn bemerkt: „Hier ist eine inhaltliche Beziehung zwischen den einzelnen Versen überhaupt nicht mehr da, sondern nur noch eine ausdruckshafte“. Die Forschung hat bewiesen, dass er hier falsch lag. Der Meister hat die Verse seines Dichterkollegen nicht verstanden und doch verstanden – auf einer anderen, vielleicht der entscheidenden Ebene. Als Quelle künstlerischer Inspiration wirkten Goethes Verse auf jene Literaturbewegung hundert Jahre später anregend.

Die fehlende Einheit auf einer Ebene wird ersetzt oder überboten durch eine auf einer höheren, wesentlicheren. Da Kunst nicht auf Tatsachenmitteilung abzielt, sondern auf Erhebung, ist ein empirisches Missverstehen nicht das letzte Wort im Rezeptionsprozess. Wer in Wagners „Tannhäuser“ den Widerstreit des Dionysischen mit dem Apollinischen sähe und den Text als ein großes Hoiaho auffasste, läge nicht falsch.

Kunst und Religion als Bereiche des metaphysischen Mehrwertes haben mitunter Missverständnisse auf die Höhe der Meisterschaft geführt. Sie haben das Falsche, Unrichtige, Widersinnige durch Rückgang auf die Tiefendimension letztlich als etwas anderes bewertet. Die Zuweisung eines neuen Ortes im Gefüge berechtigt zum Festhalten am Fehler und zur Einspeisung desselben in die Tradition. Der Schiefe Turm von Pisa könnte auf das Banner des schönen Fehlers gemalt werden: Das

Einsinken der Fundamente; die das Einsinken korrigieren wollende und es doch verschlimmernde Korrektur; die Haltekonstruktionen aus Metall sind ästhetische Verwandlungen, die aus der architektonischen Strenge ein surreales Dokument menschlichen Scheiterns und Doch-nicht-Scheiterns machen. Das Bauwerk ironisiert sich selbst. So wie sich Benn von Goethe expressionistisch inspirieren ließ, könnte es surrealistisch auf Pisa zutreffen. Das schnelle Gehen über die Innentreppe narret den Orientierungssinn, in Fritz-Lang-Manier kommen Wände auf einen zu. Das können die Bauleute objektiv nicht gewollt haben; sie haben es aber getan.

In der alten Liturgie gibt es eine Kuriosität, die in Unkenntnis antiker Stundenzählung gründet. Nach jüdischem Brauch beginnt der Sabbat am Vorabend, am „Feierabend“, und das Christentum hält es mit seinem Sonntag ebenso. Die neunte Stunde römischer Zählung, also drei Uhr nachmittags, wurde als frühest möglicher Zeitpunkt erwählt, vielleicht als Zugeständnis an ältere Menschen. Mit der Veränderung der Stundenzählung, die nicht am Morgen, sondern um Mitternacht begann, wurden jedoch nicht die Rubriken im Missale verändert, so dass irrtümlich die Feier der Osternacht auf Samstagmorgen um neun verlegt wurde. Eine Nachtfeier am Morgen ist objektiv widersinnig. Wer sich heute in Kreisen der Tradition umhört, wird nicht selten Kopfschütteln über diesen Fehler ernten. *Joseph Ratzinger*; am Karsamstagmorgen mit dem frischen Taufwasser der vorgezogenen Osternacht nur Stunden nach seiner Geburt getauft, hat in den späten neunziger Jahren diesem Ereignis eine Tiefendimension abgewonnen: Als Bild für die menschliche

Existenz, die präsentisch und futurisch zugleich in einem „Schon“ und „Noch-nicht“ steht, konnte er die verfrühte Osterfeier aus der Tiefe des christlichen Glaubens neu deuten, konnte er ihr einen echten Ort im Sinngehalt des Glaubens zuweisen. So gesehen erweitert der Widerhaken die Perspektive, ein geschichtlich Entstandenes schwingt sich auf zur Notwendigkeit; die Rückverlegung in die Nacht wäre Leugnung der Pilgerschaft des Menschen.

Kreativität

Der schöne Fehler zwingt zur kreativen Aneignung. Er setzt Schöpfungsenergien frei. Wer je einen Altbau sanierte, weiß: Die Kunst des Sanierens besteht darin, fast nichts zu verändern, nur zarte, kleine Änderungen sind erlaubt, doch wo? Das Minimalistische dieses Tuns setzt höchstes Einfühlungsvermögen, ja Zwiesprache mit dem Vorgegebenen voraus. Sogar Schrullen werden charakteristisch. Umwidmungen, Neudeutungen, Ersinnen ungekannter Zwecke machen etwa aus der funktionslosen Latrine einen Schrank, eine Schatzkammer, einen Philosophensitz.

Im alten Firmritus erfolgt ein Backenstreich nach der Handauflegung. Ein alter Ritterschlag? Ein Hinweis auf das Geschlagenwerden der Märtyrer? Der Ritus nimmt eine Art Gegensatz zur Handauflegung ein, diese eine Geste der Stärkung, des Zuppruchs, jener schroffe Geringschätzung: Was trifft mehr als ein Schlag ins Gesicht? Die unsterbliche Seele wird mit einem unauslöschlichen Siegel bedacht und im Anschluss „abgewatscht“: Was wäre denn die Seele in diesem Augenblick anderes als das Gesicht des Firmlings? Und doch will man den Backenstreich nicht missen, obwohl er nicht zur Substanz des Sakraments gehört. Ist es die Frechheit seines bloßen Daseins, die hier fasziniert? Oder seine Unauflösbarkeit, Unerklärbarkeit? In Woody Allens „Annie Hall“, einem Dokument echt jüdisch-dialektischen Humors, erklärt der Familienvater auf Nachfrage überzogen, dass er auch nicht wisse, warum er einen Brauch befolge; dies sei der Sinn. Formalisierte, sinnentleerte Riten, die sich zunächst zu Unrecht in der Liturgie befinden, wären dann Platzhalter für das je Größere Gottes selbst, Orte, die zur Meditation einladen, zur Suche nach Deutung. Der schöne Fehler ist Abweichung von oberflächlicher Stimmigkeit hin zu vertiefter Harmonie. Sind nicht die körperlichen Fehler eines geliebten Menschen geheime, unentschlüsselbare Botschaften, Abweichungen von einer Norm im souveränen Wissen um sie? Ein elegantes Zu-spät-Kommen dessen, der es sich leisten kann? Der Schönheitsoperator wird zum Kurpfuscher, der in Unkenntnis des göttlichen Planes die Skulptur verhunzt.

Der schöne Fehler als übermütiges Spiel der Gottheit, als ein Foppen, Antäuschen, als präzises Vorbeiziehen, als Ausreizung aller Möglichkeiten grenzt fast an den Bereich der Dialektik, wo Selbstaufhebung droht. Tatsächlich kann sie auf einer ersten Ebene erfolgen, nicht jedoch von Grund auf. Die paulinische Weisung, die Frauen mögen ihre Haartracht demütig und züchtig im Gottesdienst verbergen, wurde historisch mancherorts beantwortet mit wenig demütigen, ja fast aus der Art schlagenden Hüten. Während der Mann zum Gebet den Helm abnimmt, zeigt sich das Weib modisch. Das Romanische wurde barock, der Karsamstag zum Ostersonntag. Die völlige Verkehrung der paulinischen Vorschrift, der objektive Verstoß gegen sie, ihre Brechung ist freilich im Ganzen des Glaubens keine: Die Präsentation von Schönheit, so sie denn nicht mit Stolz einhergeht, ist auch eine Form von Demut, nämlich die Unterordnung unter

das je eigene naturhafte Schönsein. Die Verhässlichung einer Frau durch willentliches Zurückbleiben hinter ästhetischer Gestaltung kann genauso falsch sein wie die vorlaute Präsentation körperlicher Reize. Ob das Perückentragen, wie es in einzelnen jüdischen Gruppierungen gepflegt wird, der geeignete Weg ist? Der Verfasser ist sich nicht sicher.

Geschichtlichkeit

Der schöne Fehler bekennt sich zur Geschichtlichkeit des Daseins, zum Nebulösen seines eigenen Wesens. Die Erkenntnis stößt an Grenzen, sie kann den Sachverhalt nicht mehr aufhellen. Das Ganze wird samt manieristischer Abweichung tradiert, den Lebenden in die Hand gedrückt, sie sollen übernehmen. Dies freilich hat nichts gemein mit der willentlichen Verletzung eines Kunstwerkes im islamischen Kulturbereich, wo das vollendete Werk vom Künstler zurückgestoßen wird in den Bereich des Fehlerhaften, um nicht in eine Konkurrenz mit Gottes Schöpfertum zu treten. Dieser Begriff von Perfektion, der allein Gott zugesprochen wird und hinter dem der Mensch notwendig zurückbleiben muss, gründet in einem speziellen Begriff von Allmacht. Sie wird dort als unangefochtenes Maximum gesehen, als höchstes, entscheidendes Attribut der Gottheit. Jeder Konkurrenzversuch ist sakrilegisch. Im Christentum hingegen wäre das Fehlerspiel Wandlungsmacht, Fähigkeit zur Neujustierung, Überbieten vordergründiger Ordnungen. Der im Ritus eingebaute Fehler dient als Objekt göttlich-souveräner Demonstration. So gesehen ist die Kreuzigung, der große menschliche „Fehler“, der Ur-Ritus, der durch die Auferstehung von innen heraus gesprengt und zugleich bestätigt wird.

Die Tiger dringen in das Heiligtum ein und saufen aus den heiligen Krügen; demnächst werde dies ein Teil des heiligen Ritus, schreibt Kafka. So wie das im Ritus zu repräsentierende, wiederholende, neu einzuübende in der Zufälligkeit historischer Daten gründet, legt sich diese zweite Schicht an „Zufälligkeit“ über den Anfang: Eine Patina, eine Oberfläche, die nicht blendet, sondern Wesentliches zur Erscheinung bringt. Brot und Wein sind keine Notwendigkeiten; als Teile der Stiftung werden sie es. Das Heben des Messgewandes bei der Elevation durch den Messdiener war zunächst technische Maßnahme im Rahmen barocker Textilbeschaffenheit; nach Jahrhunderten wurde es der Griff der Blutflüssigen nach dem Jesusgewand. Barocke Liturgiegewänder werden Teil des göttlichen Weltplans, Stichwortgeber für Erinnerungen an den Ursprung. Plötzlich, am Höhepunkt des Ritus, kommt die Schwerkranke vorbei. Ihr handgreifliches Bekenntnis wird Gebet der Gemeinde.

Alltag

Der schöne Fehler begegnet nicht selten im Alltag. Er unterbricht das Funktionale der Abläufe, tritt auf in der Form der Störung: der verpasste Bus, die verstauchte Hand, das Verschütten der Milch. Diese Dinge sind nicht von sich aus schön, ja sie treten zunächst zerstörerisch auf. Auch der entscheidende Einwand des Gläubigen - Wer wisse schon, für was das gut sei -, sein bedingungsloses Vertrauen auf den göttlichen Heilsplan überzeugt insofern nicht, als das ausgebliebene Unglück, das ohne die künstliche Unterbrechung hätte geschehen können, ja gerade ausgeblieben ist. Schönheit stellt sich erst dann ein, wenn ein neuer Schöpfungsakt hinzutritt. Wer an einer Bushaltestelle die Menschen genauer studiert, das Gewesene Revue passieren lässt, durchatmet, wird es als notwendige Station auf dem Weg ansehen. Der Sachzwang, das Missgeschick, die Fügung weist

plötzlich Zonen neuen Lebens aus; zwischen den Steinblöcken der verplanten Zeit sprießt und blüht es.

Puristen, Bauhausleute, Ikonoklasten, Reformatoren: Sie alle glauben an die gnadenlose Mathematik der Identität von Eins und Eins. Die Ausrede, auch das Lehramt beschneide, nehme hier und dort Zweige weg, man müsse dies nur konsequent fortführen, trifft nicht zu. Es ist ein Unterschied, ob Raum geschaffen wird für neue Gewächse, oder ob Planierungen Wachstum verhindern. Auch ein neuer Ritus kann alt werden; man muss ihn nur lassen. Ob das dritte Jahrtausend Prägekräft besitzen wird, ist einstweilen offen.

In der alten Pädagogik herrschte Freude über den schönen Fehler, der Privileg der besonders begabten Schüler ist. Eine Tiefendimension der als zu leicht empfundenen Aufgabe suchend wird der richtige Lösungsweg verlassen und ungeahnte Kompliziertheit vermutet. Es entsteht ein Kunstgebilde an lebendiger, intelligenter Falschheit, eine neue Komplexität. Das könne doch nicht alles sein, ist die Begründung für dieses Tun. Solche Schüler erfreuten den Schulmeister alten Schlages, sie sind vergleichbar mit seltenen Schmetterlingen. Wohlwollend, als eine Schöpfergottheit lobt er den Fehler, in dem Ansätze eigener, künftiger Meisterschaft aufleuchten sieht.

Dogma

Höchste göttliche Bestätigung liefert ein Hirtenmädchen, das mit dogmatischen Begriffen herumhantiert, als spielte es an einem unbekanntem Steuerpult. Maria sei die unbefleckte Empfängnis, sagt sie treu auf. Aus der Person, der Empfangenen, wird Prinzip. Für die Kirche ist die dogmatische Aussage von 1854 bindend, auch und gerade in ihrer historischen Konkretion. Dass Bernadette diese modifiziert und das nur kurz nach

der verbindlichen Ausformulierung, hätte sie als Prüfling durch das Uniexamen geschmissen und rettet sie als Verdächtige vor den Inquisitoren: so etwas stammt eben nicht aus Handbüchern, so etwas ist nicht manipulativ vorbereitet. Kindlich naiv steht sie zu eben dieser Formulierung, weil sie eben von der Schönen Frau gewählt wurde. Fraglos bestätigt die Gottesmutter das lehramtlich Verlautbarte, und doch scheint das Marianische das Petrinische zu überbieten, ja geradezu zu belächeln. Eine gewisse Distanzierung der Gottesmutter vom Stellvertreter ihres Sohnes öffnet eine Lücke und weitet den Raum: Der perfekte Akkord bedarf einer leichten Schrägheit, nur dissonant kann er wirklich klingen.

Vorbild sind die vier Evangelien mit ihrem hauchzarten Aneinandervorbeschreiben; sie entziehen sich dem plumpen Dur-Moll-Dualismus und variieren Kirchentonleitern. Wie denn nun Jesus nach Jerusalem eingritten sei, auf einem oder zwei Eseln, fragt der historische Kritiker. Das jedoch kommt auf den Blickwinkel an; die Leute mit eingeschränkter Sicht haben gar keinen Esel gesehen und gehen davon aus, dass er überhaupt nicht geritten sei. Insofern sind vier Evangelien immer noch zu wenig; man könnte dies in Anlehnung an die Naturwissenschaft eine „Unschärferelation“ (Heisenberg) nennen.

Als Prinzip von Dogmatik und Liturgie ist sie der abwartende Blick, der zurückschreckt. Er traut sich nicht. Er geht um die Sache herum, inspizierend, staunend. Er legt nicht Hand an. Er zuckt mit den Schultern, wissend, dass Gott und die Welt größer sind, als er es sich vorstellen kann; das hingegen kann er sich irgendwie gut vorstellen.

*Dr. Steffen Köhler
Bodensee-Gymnasium
Reutiner Str. 14, 88131 Lindau*

DOROTHEA UND WOLFGANG KOCH

Konrad Adenauer, Karl Rahner und das II. Vatikanische Konzil

Zum 50. Jahrestag der Eröffnung des II. Vatikanums wurde ein Vortrag Karl Rahners neu aufgelegt, in dem der einflussreiche Konzilstheologe kurz nach Konzilsende Bilanz zieht. In einem Geleitwort würdigt Karl Kardinal Lehmann, langjähriger Vorsitzender der deutschen Bischofskonferenz und enger Mitarbeiter Rahners, die Unterstützung, die Rahner durch Konrad Adenauer erfahren habe. Welchen Hintergrund hatte Adenauers Einsatz für Rahner und wie sah der erste deutsche Bundeskanzler das II. Vatikanum und seine Folgen?

Der Mainzer Erzbischof *Karl Kardinal Lehmann* (*1936) erinnert 50 Jahre nach der Eröffnung des II. Vatikanums an Versuche des Heiligen Offiziums, der heutigen Glaubenskongregation, den Einfluss des progressiven Theologen Karl Rahners SJ (1904-1984) im Vorfeld der Konzilsvorbereitungen einzuschränken: *Eine beispiellose Solidaritätsaktion, die teils von Mitgliedern der Paulus-Gesellschaft organisiert und unter anderem sogar von Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer unterstützt wurde, setzte ein*¹. In der von Lehmann angeführten Lite-

ratur schildert Rahner selbst, wie Adenauers Unterstützung gewonnen wurde: *Als ich einmal Schwierigkeiten mit Rom hatte, ging Prof. Martini zu Adenauer, der sich gleich ans Telefon hängte, und bei Frings anrief. „Herr Kardinal, ich hab’ da so einen guten alten Freund.“ Er wusste nicht mehr weiter und fragte Martini leise: „Wie heißt er?“ Martini: „Rahner“. Adenauer zu Frings: „Bahner“. Der Kardinal am anderen Ende lachte². Rahners Bericht beleuchtet nicht nur Adenauers Vertrauen zu seinem Leibarzt Prof. Dr. med. Paul Martini (1889-1964), Mediziner an der Universität Bonn, sondern auch Rahner selbst, der die Begebenheit in dieser Weise schildert. Joseph Kardinal Frings (1887–1978), Erzbischof von Köln, wurde durch seine Interventionen zu einer Schlüsselfigur des Konzils.*

Dass der erste deutsche Bundeskanzler Konrad Adenauer (1876-1967) zeitlebens praktizierender Katholik war, ist allgemein bekannt. In welchem Ausmaß seine Religiosität die persönliche Identität und politischen Ziele Adenauers bestimmte, ist jedoch der Öffentlichkeit weniger bewusst und wird in einem kürzlich erschienen Buch aus den publizierten Quellen verdeutlicht³. Auf dieser Grundlage wird auch die Episode um Karl Rahner verständlich. Überraschen mag Adenauers generelle Reserve gegenüber dem II. Vatikanum und seinen politischen, aber auch kirchlichen Auswirkungen.

Zu Adenauers Einsatz für Karl Rahner

Die von Kardinal Lehmann genannte Paulus-Gesellschaft wurde 1955 als *Verein zur Begegnung von Christentum, Religionen, Wissenschaft und Gesellschaft* gegründet und u. a. durch den Mediziner Paul Martini unterstützt. Prägende Mitglieder waren neben Karl Rahner, ihrem *theologischen Kopf*⁴, der Mitbegründer der Max-Planck-Gesellschaft Hans Schaefer (1906-2000) sowie die Theologen Gotthold Hasenhüttl (*1933),⁵ ihr Vorsitzender seit 1989, und Johann Baptist Metz (*1928), Schüler Karl Rahners und einflussreicher Theologe nach dem Konzil. Martini legt Adenauer ein Schreiben der Paulus-Gesellschaft an Papst Johannes XXIII. vom 25.7.1962 vor: [...] *bitten wir Sie, Heiliger Vater, unser dringendes Anliegen, dass eine Einschränkung von den Werken P. Karl Rahners ferngehalten werde, zu würdigen und in Ihren Schutz zu nehmen. P. Karl Rahner weiß, dass wir zu seinen Gunsten schreiben. Den Inhalt dieses Briefes kennt er nicht und er hat uns dringend gebeten, von ihm Abstand zu nehmen. Doch wir konnten seiner Bitte nicht ent-*

*sprechen*⁶. Er bittet Adenauer und andere um Unterstützung: *Eine größere Reihe von Männern, die nicht unmittelbar Mitglieder unserer Gesellschaft sind, die aber zum religiös und geistig interessiertesten Kreis der deutschsprachenden Katholiken gehören, denken über P. Karl Rahner ebenso. Sie unterstützen deshalb durch Ihre Unterschriften diese dringliche Bitte. Gez. Dr. Paul Martini.*

Brieflich setzt sich Adenauer bei Augustin Kardinal Bea SJ (1881-1968) dafür ein, die über die Schriften Rahners verhängte Vorzensur aufzuheben, was sich aber aus anderen Gründen als nicht mehr nötig erwies⁷. Bea hatte sich im Auftrag Pius’ XII. als Vorsitzender der Kommission für die neue lateinische Übersetzung der Psalmen Anerkennung erworben. *Rahner erfreut sich in Deutschland eines außergewöhnlich hohen Ansehens, schreibt Adenauer an Kardinal Bea, und hat dem christlichen Gedanken im Geistesleben unseres Landes neue Achtung verschafft. Seine publizistische Tätigkeit trägt entscheidend dazu bei, die Kluft zwischen Glauben und Wissenschaft, zwischen Glauben und modernem Leben zu überbrücken.* Adenauer spricht in seinem Brief auch davon, dass Christen das politische Leben ihres Landes prägen müssten. *Die Wirksamkeit einer christlichen Partei, deren Zukunft mir natürlich Sorge machen muss, hängt weitgehend davon ab, ob führende Schichten unseres Volkes von der Bedeutung christlichen Denkens für das moderne Leben in Gesellschaft und Staat überzeugt sind. Dies gilt insbesondere für die akademische Jugend, der ein gläubiger und mutiger Theologe wie Rahner bei der Suche und Antwort auf ernste Fragen ein Wegweiser ist*⁸. Wie die eingangs zitierte Schilderung zeigt, konnte Adenauer Rahners theologische Ansätze nicht beurteilen.⁹ Dass der als „misstrauischer Fuchs“ apostrophierte Adenauer sich dennoch persönlich für Rahner einsetzt, belegt Adenauers Vertrauen zu seinem Leibarzt. Er wendet sich jedoch nicht an Johannes XXIII. (1881-1963), sondern an Bea, den Beichtvater des von ihm hochverehrten Pius’ XII. (1876-1958).

Der Frage, ob Adenauer wesentliche Ziele der Paulus-Gesellschaft, die später zu Tage traten, wie die Förderung des Dialogs zwischen christlichen Theologen und Marxisten¹⁰ oder die Ermütigung zu revolutionärer Gewalt unter Umständen¹¹, gebilligt

⁶ Anmerkungen zu dem Brief an Augustin Kardinal Bea vom 2.8.1962. in: *Konrad Adenauer. Briefe 1961-1963*. Rhöndorfer Ausgabe. Hrsg. von R Morsey, H.-P. Schwarz, bearb. von H.-P. Mensing. Paderborn 2006, S. 427f.

⁷ *Adenauer und Kirchen*, Hrsg. von U. von Hehl. Rhöndorfer Gespräche, Bd. 17. Bonn 1999, S. 33.

⁸ Brief an Augustin Kardinal Bea vom 2.8.1962. In: *Briefe 1961-1963*, S. 135f.

⁹ Prägnante Einführungen bieten: M. HAUKE (2012). *Karl Rahner in der Kritik von Leo Scheffczyk*. In: *Forum Katholische Theologie* 28 (2012), S. 161ff, und H.-L. BARTH (2004). *Karl Rahners Theorie vom „anonymen Christentum“*, „*Gaudium et spes*“ 22 des II. Vatikanums und die Lehre Papst Johannes Paul II. In: *Karl Rahner. Kritische Annäherungen*. Hrsg. von David Berger, Quaestiones Non Disputatae, Bd. VIII. Siegburg 2004, S. 383ff.

¹⁰ *Paulus-Gesellschaft. Geliebter Feind*. Der Spiegel, 14.11.1966, Nr. 47/1966, S. 157ff., <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-46415137.html>.

¹¹ *Paulus-Gesellschaft. Mut geweckt*. Der Spiegel, 8.5.1967, Nr. 20/1967, S. 162ff., <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-46265104.html>.

¹ K. LEHMANN (2012). *Hinführung*. In: K. Rahner (1965). *Das Konzil – ein neuer Beginn*. Rede beim Festakt zum Abschluss des Zweiten Vatikanischen Konzils im Herkulesaal der Residenz in München am 12.12.1965. Neu hrsg. von Andreas R. Batlogg und Albert Raffelt, Freiburg i. Br. 2012, S. 11.

² E. KELLNER (1985). *Karl Rahner und die Paulus-Gesellschaft*. In: *Karl Rahner – Bilder eines Lebens*. Hrsg. von P. Imhof und H. Biallowons. Freiburg i. Br. 1985, S. 58. Der bayerische Diözesanpriester Dr. Erich Kellner, langjähriger Pfarrer auf Herrenchiemsee, war Gründer der Paulus-Gesellschaft.

³ D. u. W. KOCH (2013). *Konrad Adenauer. Der Katholik und sein Europa*. MM-Verlag Aachen 2013, 296 S., ISBN: 978-3-942698-17-7. *Karl Rahner und die Paulus-Gesellschaft*, S. 58.

⁵ 2003 als Priester suspendiert, 2006 Entzug der Lehrerlaubnis, 2010 formal aus der römisch-katholischen Kirche ausgetreten.

hätte, ist in diesem Zusammenhang nicht nachzugehen. Kanzleramtsminister *Horst Ehmke* (*1927) dankte 1972 jedenfalls der Paulus-Gesellschaft für ihre Pionierarbeit im Sinne der Ostpolitik der Regierung Brandt¹². Bis in die jüngste Zeit verleiht die Paulus-Gesellschaft einen Kulturpreis¹³. Weiteren Aufschluss böte möglicherweise Adenauers Korrespondenz mit seinem Sohn Paul über *Fragen der Entwicklung der Theologie*, die er gegenüber *Cyrus L. Sulzberger*, dem Korrespondenten der *New York Times*, erwähnt: *Bei mir wohnt ein Sohn, der katholischer Priester ist, und infolge dessen spreche ich auch viel mit ihm über die Konzilsangelegenheiten. Das ist noch lange nicht zu Ende. Das Konzil wird noch lange nachwirken. Ich spreche mit ihm auch über Fragen der Entwicklung der Theologie*¹⁴. Diesbezügliche Unterlagen sind jedoch bis jetzt nicht editiert oder als Privatkorrespondenz der Familie Adenauer für die Öffentlichkeit unzugänglich.

Adenauer und Luise Rinser

Dass wohl eher nicht davon auszugehen ist, Adenauer habe Rahners Denken inhaltlich mitgetragen, zeigt der anekdotische Bericht über einen Versuch seiner jüngsten Tochter *Libet Werhahn* und *Anneliese Poppinga*, seiner Sekretärin und Assistentin bis zum Tode, ihm den Roman *Die vollkommene Freude*¹⁵ der progressiv-katholischen Schriftstellerin *Luise Rinser* (1911-2002) in Adenauers Urlaubsort Cadenabbia nahezubringen. In einer Besprechung des Romans heißt es: *Ein unreligiöser und unglücklicher deutscher Professor mit „fein gezeichnetem Mund“ kann seiner französischen Ehefrau, die „Reinheit“ ausstrahlt und Cembalo spielt, noch so viel seelische Grausamkeit antun - die sanfte Marie-Catherine lässt von ihrem unleidlichen Clemens nicht einmal nach der Scheidung. Sie bringt den Gatten seiner verstoßenen illegitimen Tochter wieder näher und entsagt, obwohl ihr die „wilde Süßigkeit ihrer Heimat“ innewohnt, einem edlen, gutaussehenden Urwald doktor. Schließlich opfert sie sich für die Armen auf und stirbt, wie von ihr gewünscht, am Ostersonntagmorgen. Ein Pater Franziskus verkündet, sie habe „die vollkommene Freude gekannt“, und auch der Erzähler, gelähmter Schwager und Verehrer der heilighaften Marie, wird nun wohl wieder fromm. Die 51jährige katholische Romanautorin Rinser ist mit diesem Buch von der Literatur endgültig zum Erbauungsschrifttum übergewechselt*¹⁶.

Wie eng die Beziehung zwischen Karl Rahner und Luise Rinser war, machte diese 1994 durch die Publikation ihrer Briefe an Rahner bekannt¹⁷. Die etwa 1800 Briefe Rahners an Rinser aus dieser 22 Jahre währenden Beziehung sind der Öffentlichkeit nicht zugänglich. Im Jahre 1984 wurde Luise Rinser als Kandidatin der Partei *Die Grünen* für das Amt des Bundespräsidenten nominiert, unterlag jedoch Richard von Weizsäcker (*1920). Aufsehen erregte ihre Bewunderung für den nordkoreanischen Machthaber *Kim Il Sung* (1912-1994)¹⁸. Ihre Rolle in der NS-Zeit wurde zur späten Überraschung¹⁹.

Mit einem Gemisch aus Neugier und Skepsis akzeptierte Adenauer unseren Vorschlag [...] Die ersten Lesungen verliefen ohne Zwischenfälle, berichtet Anneliese Poppinga über Adenauers progressives Literaturerlebnis²⁰. Als Rinser die Ehe der Protagonisten schildert, sei Adenauer jedoch explodiert, der die Autorin mit beharrlich *Fräulein Rinnsal* genannt habe: *„Dieses Fräulein Rinnsal hat ja von der Ehe keine Ahnung“*, erklärte er auf emphatische Weise, mit erhobener Hand, mit bösen Blicken und leidenschaftlich klingender Stimme. *„Das Zusammenleben ist eine tägliche Anstrengung. Ehe, das ist täglicher Kleinkram, Kochen, Strümpfe stopfen, sich mit Kleinigkeiten abmühen. Kindern die Nase putzen. Windeln waschen. Und Zusammenstehen in schweren Zeiten. Das ist Ehe! Und nicht diese hochgeistigen Geschichten da. [...] Das ist krank!*“²¹ Tochter *Libet* und *Anneliese Poppinga* überlegen, vielleicht doch lieber zu einem andern Buch zu greifen, aber Adenauer will ihnen *die vollkommene Freude* nicht nehmen, wie sich seine Assistentin ausdrückt.

Als sich der Personenkreis des Romans um einen Franziskanerermönch erweitert, der über tätige Nächstenliebe doziert, sei es zur Katastrophe gekommen. *Es kommt darauf an, sich frei zu machen*, habe der Mönch des Romans ausgeführt. *Ein Mönch, der sein Heiligenbild um alles behalten will oder seinen schäbigen Rosenkranz oder seinen Blumenstock am Fenster, ist genauso ein Geizhals wie der, der den Bettler nicht sehen will*. Adenauer habe aufrecht in seinem Sessel gesessen, berichtet Anneliese Poppinga: *Man spürte, wie es in ihm kochte. Doch noch hörte er zu*. Als der Franziskaner diese Gedanken immer weiter ausführt und schließlich appelliert: *Ihr seht schon, worauf dies alles hinausläuft: sich von sich selbst befreien, das ist es, was wir lernen müssen*, sei es mit der Lesung vorbei gewesen. *Die Zurückhaltung Adenauers hatte ihre Grenzen erreicht. Ein derartiges Denken war ihm fremd. Es widersprach völlig seinem Wesen. „Man muss doch dem armen Menschen seinen Rosen-*

¹² *Christen/Marxisten. Geliebte Feinde*. Der Spiegel, 22.5.1972, Nr. 22/1972, S. 44, <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-42944710.html>.

¹³ Ausgezeichnet werden Initiativen, die zur Entideologisierung religiöser Systeme beitragen, den Prozess der Humanisierung der menschlichen Gesellschaft fördern und auf der Basis der Wissenschaft einen Dialog der religiösen und gesellschaftlichen Gruppen initiieren. Preisträger des Jahres 2013 ist Dr. theol. habil. Eugen Drewermann (*1940) für sein Lebenswerk. <http://www.uni-saarland.de/fak3/hasenhuettl/internationale%20paulusgesellschaft.htm>.

¹⁴ Informationsgespräch mit *CYRUS L. SULZBERGER*, „New York Times“. Veröffentlicht in: „Welt am Sonntag“ vom 7.8.1966, „New York Times“ vom 8.8.1966. In: *Konrad Adenauer. Die letzten Lebensjahre 1963-1967, Bd II*. Paderborn 2008, S. 268.

¹⁵ L. RINSER (1962). *Die vollkommene Freude*. Frankfurt.

¹⁶ LUISE RINSER: *Die vollkommene Freude*. Der Spiegel, 18.7.1962, Nr. 29/1962, S. 60f. <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-45140962.html>.

¹⁷ L. RINSER (1994). *Gratwanderung. Briefe der Freundschaft an Karl Rahner*. Hrsg. von Bogdan Snela. München. Vergl. dazu die Besprechung: *Erotik. Wuschel an Fisch. Luise Rinser gibt nicht auf. Nun hat sie auch noch ihre Liebesbriefe an Karl Rahner hervorgekramt*. Der Spiegel, 25.7.1994, Nr. 30/1994, S. 163f. <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-9286128.html>.

¹⁸ LUISE RINSER. Der Spiegel, 21.5.1984, Nr. 21/1984, S. 122. <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-13509367.html>.

¹⁹ M. KLEEBERG (2011). *Luise Rinsers Vergesslichkeit. Wie sich die prominente Nachkriegsautorin zur Widerständlerin stilisierte*. Der Spiegel, 10.1.2011, Nr. 2/2011, S. 101ff. <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-76229390.html>.

²⁰ A. POPPINGA (1994). „Das Wichtigste ist der Mut“. *Konrad Adenauer – die letzten fünf Kanzlerjahre*. Bergisch Gladbach, S. 498ff.

²¹ Ebd., S. 499.

kranz lassen“, protestierte er voller Empörung. „Das ist doch verstiegen, was der da sagt. ‚Sich befreien von sich selbst‘. Was soll das denn heißen?“, fragte er höhrend. „Man muss die Menschenwürde wahren, jawohl! Das ist doch verdreht, komplett verdreht! Alles zu wenig klar. Jawohl, verdreht ist dieses Fräulein Rinnsal!“ Dann etwas ruhiger: „Sie soll einfacher schreiben, klarer. Sie soll diesen Roman verbessern, dann mag es vielleicht gehen.“ Das war das Ende zeitgenössischer Literatur in *Cadenabbia*, resümiert Anneliese Poppinga, und wir kehrten zu den Kriminalromanen zurück²².

Adenauer und die akademische Jugend

Adenauers politische, gesellschaftliche und religiöse Anliegen, die er in seiner Intervention bei Kardinal Bea zugunsten Karl Rahners anspricht, waren damals und sind auch heute noch unvermindert berechtigt: die Kluft zwischen Glauben und Wissenschaft, zwischen Glauben und modernem Leben zu überbrücken und vor allem die akademische Jugend von der Bedeutung christlichen Denkens für das moderne Leben in Gesellschaft und Staat zu überzeugen.

Möglicherweise dachte Adenauer bei seinem Engagement für Rahner an im akademischen Umfeld wirkende Priester wie Franz Xaver Münch (1883-1940), die in der Zwischenkriegszeit den Aufbau einer christlichen Gesellschaft im Sinne einer Entsäkularisierung des geistigen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens wie des zeitigen Wissenschaftsbetriebes²³ anstrebten. Bereits als Kölner Oberbürgermeister fordert Adenauer in diesem Sinne, dass unsere jungen Katholiken sich mit den geistigen Problemen unserer Zeit in erheblich steigendem Maße beschäftigen sollen²⁴ und appelliert noch kurz vor dem Ende der Weimarer Republik an die junge Generation: *Der Katholik hat als deutscher Staatsbürger die Pflicht, sich nicht nur alles notwendige politische Wissen zu erwerben, sondern auch die Entscheidungen des politischen und staatlichen Lebens vom Standpunkt seiner Weltanschauung aus kritisch zu betrachten. Die Kritik muss dazu führen, sich in jedem Fall für die Durchdringung von Recht und Gesetz mit christlichen Grundsätzen einzusetzen. Weil wir mitverantwortliche Träger unserer nationalen Staatsidee und vollberechtigte Glieder unseres Volkes sind, weil unsere Grundsätze ohne Rücksicht auf die Staatsform die Existenz eines geordneten Staats- und Gesellschaftslebens verbürgen, haben wir einen Anspruch darauf, dass unsere religiösen Gefühle und Anschauungen vom Staat nicht verletzt werden*²⁵.

Auch als Bundeskanzler liegt Adenauer die akademische Jugend am Herzen. *Wir sind viel zu sehr von dem Gedanken be-*

*herrscht, sagt er 1952 zu Studenten der Frankfurter Universität, dass das menschliche Sein sich im Wesentlichen auf seiner jetzigen Stufe halten werde, dass vielleicht gelegentliche Schwankungen eintreten können, dass aber trotzdem die aufsteigende Linie in der menschlichen Kultur und auch in den materiellen Gebieten menschlichen Seins gesichert sei. Ich glaube, dass eine solche Überzeugung durch nichts gerechtfertigt und bewiesen, ja dass sie effektiv falsch und trügerisch ist. Die „Frankfurter Schule“ wird wenig später die Grundlagen der gesellschaftlichen Revolution von 1968 legen und sich programmatisch gegen die Vorstellungswelt des „Christlichen Abendlands“ wenden, das Adenauer verkörpert. Den Studenten des Jahres 1952 sucht Adenauer jedenfalls die Fundamente dieses Denkens nahe zu bringen: *Jede Beschäftigung mit geistigen Dingen trägt bei zur Ausbildung der Persönlichkeit, aber vor allem gilt das von der Beschäftigung mit metaphysischen Dingen, mit metaphysischen Fragen. Unter gar keinen Umständen darf die Beschäftigung mit der metaphysischen Seite des menschlichen Seins vernachlässigt werden. Hier liegt die Wurzel der Persönlichkeitsbildung, und hier liegen in Wahrheit die unerschütterlichen Fundamente der Persönlichkeit. Es liegt mir so sehr am Herzen, gerade zu Ihnen über diese Fragen zu sprechen. Wir müssen in Deutschland wieder eine Schicht von Gebildeten schaffen. [...] Ich spreche absichtlich von Bildung und nicht von Wissen. Sie sind nicht identisch.**²⁶

Adenauer und Papst Johannes XXIII.

Adenauers Einschätzung des Zweiten Vatikanischen Konzils wurzelt in seinen persönlichen Erfahrungen mit dem durch Papst Johannes Paul II. (1920-2005) seliggesprochenen Papst Johannes XXIII.

Wenige Wochen vor Adenauers erster und einziger persönlicher Begegnung mit Johannes XXIII. am 22. Januar 1960 übermittelt der deutsche Botschafter beim Heiligen Stuhl dem vatikanischen Staatssekretariat das *Befremden* der Bundesregierung. Anlass war die Wiederverleihung des päpstlichen Ehrentitels eines „Geheimkammerers mit Degen und Mantel“ an Franz von Papen, der ihm zuerst von Pius XI. verliehen wurde. Unter Pius XII. wird von Papen, ein Gegner Adenauers, der als Präsident des Preußischen Staatsrats zu einem der Wegbereiter Hitlers wurde, nicht unter den Kammerherren aufgeführt. Zu Monsignore Angelo Giuseppe Roncalli, damals Apostolischer Delegat in der Türkei und in Griechenland, unterhielt von Papen dagegen enge Beziehungen und unterstützte ihn als deutschen Botschafter in Ankara während des Zweiten Weltkrieges bei kirchlichen Hilfsaktionen. Adenauer, der von Papen seit Anfang der 1920er Jahre kennt, charakterisiert ihn als äußerst ehrgeizigen Menschen: *Herr von Papen durfte sich unter keinen Umständen von Hitler und seinen Leuten täuschen lassen, schreibt er kurz nach dem Zweiten Weltkrieg. Er stand dem politischen Geschehen nahe. Er musste das Vorleben dieser Leute kennen*

²² Ebd., S. 500f.

²³ F. X. MÜNCH (1928). *Der katholische Gedanke. Sinn und Ziel*. In: *KathGed 1* (1928), S. 1 ff.

²⁴ Ansprache auf der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft, Köln, 22.9.1930. *Konrad Adenauer 1917-1933. Dokumente aus den Kölner Jahren*. Rheinprovinz. Dokumente und Darstellungen zur Geschichte der rheinischen Provinzialverwaltung und des Landschaftsverbandes Rheinland. Band 15. Hrsg. von Günther Schulz. Köln 2007, S. 258.

²⁵ Beitrag zum *Kalender katholischer Jugend 1933, ein Führer- und Taschenbuch als Manifest führender Persönlichkeiten an die katholische Jugend*. Hrsg. von P. ERNST DROUVEN SJ, in: *Konrad Adenauer 1917-1933*, S. 270.

²⁶ Ansprache an der Frankfurter Universität 30.6.1952. In: *Konrad Adenauer. Reden 1919-1967. Eine Auswahl*. Hrsg. von H.-P. SCHWARZ. Stuttgart 1975, S. 258. Siehe auch: W. Koch (2013). *Was ist Bildung? Konrad Adenauer über ein zeitloses Thema*. In: *Kirchliche Umschau*, 2/2013, S. 24ff.

und hat es gekannt. Wenn er Ehre im Leibe gehabt hätte, hätte er nach dem 30. Juni 1934 ein für alle Male mit Hitler gebrochen. Ich habe ihm immer mildernde Umstände in meinem Urteil über ihn zugebilligt wegen seiner abnormen Beschränktheit. Leider haben sich manche von seinem verbindlichen Wesen und seinem frommen Gerede täuschen lassen²⁷. Natürlich wäre es abwegig, Johannes XXIII. Sympathien für von Papens Rolle als Wegbereiter Hitlers nachzusagen. Diese Episode, die erhebliches Medienecho fand²⁸, mag jedoch Adenauer erste Hinweise auf die mangelnde politische Sensibilität des neuen Papstes geben haben.

Bei der Audienz am 22. Januar 1960 stößt Adenauer das neue Protokoll auf sowie das durch Umbauten vergrößerte Arbeitszimmer, das viel prunkvoller gewesen sei als bei Pius XII.: *Der Papstsaß auf einem goldenen Prunksessel, der etwa eine Stufe höher stand, als mein Sessel. [...] Er war von einer ungeheuren Beredsamkeit; wie mir schien, war es Altersgeschwätzigkeit, vermerkt der sechs Jahre ältere Adenauer, dem auffällt, wie die Unterredung sich zerfasert. Ich war von diesem Eindruck tief deprimiert.*²⁹ Als er die Rede auf den Kommunismus bringen will, verweist ihn Johannes XXIII. an *Kardinal Tardini*. Als die anderen Teilnehmer hinzugebeten werden, verliest der Papst eine Ansprache mit allgemeinen Komplimenten für die *edle deutsche Nation* und auch für Konrad Adenauer persönlich³⁰. Adenauer strahlt im Gegensatz zu Johannes XXIII. nur kühle Reserviertheit aus, hält Anneliese Poppinga fest³¹.

Einige Tage später diktiert Adenauer Anneliese Poppinga: *Mich ärgerte, dass er in der Ansprache von der Teilung kein Wort sprach. Ich ergriff daher, nachdem er geredet hatte, ohne Rücksicht darauf, ob das vorgesehen war oder nicht, das Wort und sprach einige Sätze. Ich sagte u. a., dass dem deutschen Volk von Gott auferlegt sei, Widerstand zu leisten gegen den Druck von Osten*³². Vorsichtigerweise hatte sich Adenauer auf diesen Punkt vorbereitet und die Formulierungen aus Ansprachen Pius' XII. entnommen, u. a. aus der Ansprache dieses Papstes beim Staatsbesuch des Bundespräsidenten Theodor Heuss zwei Jahre zuvor: *Ich glaube, dass Gott dem deutschen Volk in den letzten stürmischen Zeitläuften eine besondere Aufgabe gegeben hat, Hüter zu sein für den Westen gegen jene mächtigen Einflüsse, die von Osten her auf uns einwirken.*³³ Noch während

des Empfangs lässt Johannes XXIII. Adenauer fragen, ob er diese Sätze veröffentlicht zu sehen wünsche. Adenauers Antwort: *Selbstverständlich wünsche ich das*. Als diese Passage im Osservatore Romano nicht erscheint, kommentiert er: *Ich war auch von diesem Vorfall, überhaupt von allem sehr deprimiert, wenn ich an meine früheren Besuche bei Pius XII. dachte. Ich muss aber betonen, dass der Papst ganz sichtlich außerordentlich bemüht war, uns und speziell mir gegenüber, liebenswürdig und freundlich zu sein*³⁴.

Adenauer lässt sich nach seiner Audienz bei Johannes XXIII. vor dem Verlassen des Vatikans gegen das ausgedruckte Protokoll zum Grabmal Pius' XII. führen und verrichtet dort ein Gebet. Dieser Vorgang, der durchaus als politische Demonstration gegen Johannes XXIII. gesehen wurde, ist photographisch dokumentiert und in der damaligen Wochenschau so wiedergegeben worden³⁵.

Adenauers Einschätzung des II. Vatikanums

Am Abend nach der Audienz bei Johannes XXIII. fragt Adenauer Anneliese Poppinga, ob sie wisse, dass katholische Geistliche größeren Gefahren für ihren Charakter ausgesetzt seien als andere Menschen. *Ihnen widerspricht keiner*, antwortet er sich selbst³⁶. Wieder zurück in Bonn habe Adenauer gefragt, berichtet sie, welchen Eindruck der Papst auf sie als Protestantin gemacht hätte. Sie habe von seiner natürlichen, menschlichen Art gesprochen, die sie stark berührt hätte, von der Güte, die er ausstrahle. Adenauer habe kurz aufgelacht und eine wegwerfende Geste gemacht: *Güte strahlt er aus, aber für einen Papst ist das nicht genug*³⁷. Adenauer diktiert ihr die oben angesprochene Gesprächsnotiz, die den Papst ein wenig seines Glanzes entkleiden würde, wie er ankündigt: *Vielleicht sage ich jetzt etwas, was sie schockieren wird [...]. Ich kann Ihnen versichern, ich bin voll großer Sorge!* Sie schildert Adenauers Eindrücke: *Adenauer fand den Papst von geringer politischer Klugheit. Als Begründung für dieses Urteil führte er die Bemerkungen des Papstes an, die er über das Zustandekommen des Zweiten Vatikanischen Konzils fallen ließ. Er, der Papst, habe vorher keineswegs grundsätzliche Überlegungen über mögliche Folgen des Konzils angestellt. Es sei eine Art Inspiration gewesen, die ihn geleitet habe. Das zeige doch in evidenten Weise, dass der Papst überhaupt nicht politisch denke, erläuterte Konrad Adenauer. Er schien hierüber entsetzt gewesen zu sein. Eine derartige Denk- und Handlungsweise war ihm, dem nüchtern kalkulierenden Politiker fremd, und er lehnte sie ab*³⁸.

Das Zweite Vatikanische Konzil wird auch zum Thema bei der Begegnung Adenauers mit *Oskar Kokoschka* (1886-1980). Der expressionistische Maler spricht von Adenauer als einem Mann, *der mir in Freundschaft so nahe gekommen war*³⁹. Während Kokoschka im Frühjahr 1966 Adenauer für den Deutschen Bundestag malt, werden in vertrauten Gesprächen überraschen-

²⁷ Brief an PIA GRÄFIN FÜRSTENBERG-HERDRINGEN am 22.10.1946. In: *Briefe 1945-1947. Rhöndorfer Ausgabe*. Hrsg. von R. Morsey, H.-P. Schwarz, bearb. von H.-P. Mensing. Berlin 1983, S. 350f.

²⁸ *Ehrentitel. Katholisches Ärgernis*. Der Spiegel, 11.11.1959, Nr. 46/1959, S. 53f. <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-42623222.html>.

²⁹ Aufzeichnung Adenauers vom 22.1.1960, StBKAH III 17. *Streng geheim*. Teilweise zitiert in: H.-P. Schwarz (1991). *Adenauer. Der Staatsmann: 1953-1967*. Stuttgart, S. 605.

³⁰ „Das Wichtigste ist der Mut“, S. 164.

³¹ Ebd., S. 164.

³² Aufzeichnungen Adenauers vom 22.1.1960 und 4.7.1960, StBKAH III 17. In: *Adenauer. Der Staatsmann: 1953-1967*, S. 605. Die vollständigen Aufzeichnungen sind „streng geheim“ und werden ab 2015 öffentlich zugänglich.

³³ *Die Beziehungen der Bundesrepublik Deutschland zum Heiligen Stuhl 1949-1966*. Aus den Vatikanakten des Auswärtigen Amtes. Eine Dokumentation. Hrsg. von Michael M. Feldkamp. Köln Weimar Wien 2000, S. 275.

³⁴ *Adenauer. Der Staatsmann: 1953-1967*, S. 605.

³⁵ *Adenauer und die Kirchen*, S. 78.

³⁶ „Das Wichtigste ist der Mut“, S. 165.

³⁷ Ebd., S. 168.

³⁸ Ebd., S. 168f.

³⁹ O. KOKOSCHKA (1971). *Mein Leben*, München, S. 303.

de Züge von Adenauers Religiosität sichtbar. Die beiden alten Männer öffnen sich einander in sehr persönlicher Weise und lassen erahnen, wie sie beide in der Glaubenswelt verwurzelt sind. Die beiden zunächst so grundverschieden erscheinenden Männer verwachsen miteinander und sprechen über ihre persönlichsten Nöte, etwa über das Alter. Immer wieder kommt das Gespräch auf die Religion, auf die katholische Kirche. *Plötzlich, ohne Einleitung, waren die Gedanken da*⁴⁰. Sie habe selten den Bundeskanzler so oft über ethische und religiöse Themen sprechen hören, schreibt Anneliese Poppinga, keine langen Ausführungen, das sei nicht seine Art gewesen, schon gar nicht zu diesen Fragen; es seien kurz hingeworfene Sätze gewesen, durch die sie sich eine ganze Gedankenwelt aufgetan habe.

In dieser Atmosphäre erzählt Adenauer Kokoschkavon den Sorgen, die ihm das Zweite Vatikanische Konzil mache. Der Prozess, den man dort eingeleitet habe, sei erst ein Anfang. Die dort gefassten Beschlüsse würden lange nachwirken. Die Folgen ließen sich nicht übersehen, wenn das feste Gefüge Roms einmal in Bewegung gerate. Die Erschütterungen der Wertordnungen in unserer Welt seien aber allgemein so ungeheuer, es sei in unserer Welt derart viel ins Wanken geraten, da wäre es gut, wenn die Menschen doch wenigstens etwas hätten, an das sie sich noch halten könnten. Bei einem dieser Gespräche mit Kokoschka erzählte er die Anekdote von einem westfälischen Bauern, von der er gehört habe und die ihm sehr gefalle: Die Beschlüsse des Konzils wären also auch in die Dörfer gedrun-gen, manches wurde nicht mehr in lateinischer Sprache gebetet, manches in der Liturgie geändert. Und da wäre ein Bauer gewesen, der hätte das alles mitangesehen und angehört. Er hätte den Kopf geschüttelt und vor sich hingebrommt: *Makt, wat er wült. Ik bliwe katholisch!*⁴¹.

In dieser Haltung unterscheidet sich Adenauer offenbar grundlegend von Karl Rahner, der es in Kauf zu nehmen scheint, dass sich gerade das „gläubige Volk“ dem kirchlichen Leben entfremdet: *Die vom Konzil weitergeführte und auch für die Zukunft weiter gewünschte Liturgiereform ist in manchen Kreisen der Kirche auf Befremden und Widerstände gestoßen. Befremdet, nicht eigentlich verwirrt waren jene Schichten des vielzitierten und vielfach überschätzten „gläubigen Volkes“, die Liturgie primär als Brauchtum und Folklore ansehen und den direkten Anspruch einer erneuerten Liturgie als lästig empfinden. Es handelt sich um jene Schichten, denen die Heilsorge der Kirche zwar immer zu gelten hat, die aber keinesfalls zum Maßstab kirchlichen Selbstvollzugs gemacht werden dürfen, da sie ohnehin aus eingewurzelter Trägheit nie zum Selbstvollzug der Kirche beitragen (es sei denn als Staffage bei Massendemonstrationen). Die das konkrete Dasein der Kirche tragenden Schichten haben die Liturgiereform überall als längst fällige Besinnung und als Anerkennung ihre eigenen christlichen Reife begrüßt*⁴².

Adenauer im Vorfeld des Konzils

Von Überlegungen zu einem ökumenischen Konzil erhält Adenauer schon früh Kenntnis. Der Theologe Otto Karrer (1888-1976), mit dem er zuvor über eine ihn interessierende exegetische Frage korrespondiert hatte, schickt ihm im April 1959 einen *Entwurf betreffend das ökumenische Konzil*, den Karrer bereits den Kardinälen Franz König (1905-2004), Wien, und Giovanni Battista Montini, Mailand, dem späteren Papst Paul VI., und Erzbischof Lorenz Jaeger (1892-1975), Paderborn, übersandt hatte. Karrer erbittet Adenauers Unterstützung: *Meine näheren ökumenischen Freunde haben den Wunsch, es möchte das Exposé an den Heiligen Vater gelangen, und wenn Ew. Exzellenz persönlich sich diesen Wunsch zu eigen machen könnten, so bitte ich zu erwägen, ob Botschaftsrat Prälat Höfer in Rom mit der Übermittlung beauftragt werden sollte. In diesem Falle würde ich einen Wink von Ihnen erbitten, um an Prälat Höfer ein deutsches und ein französisches Exemplar zu senden und eventuell selbst zur Besprechung mit ihm nach Rom zu reisen*⁴³.

Dass Adenauer während seiner Amtszeit als Bundeskanzler eine theologisch kompetente Stellungnahme anfordert und Karrer wenige Tage später antwortet, unterstreicht, welche Bedeutung er dem Vorgang beimisst. *Ich habe, da ich selbst den Einzelheiten und den gesamten Fragen und insbesondere der Methode ihrer Behandlung fern stehe, einem Freund das Memorandum gegeben, ohne ihm über den oder die Verfasser Angaben zu machen*, schreibt Adenauer an Karrer. *Ich erhalte von ihm die beiliegende Stellungnahme, die mir so beachtlich erscheint, dass ich Sie bitten möchte, daraufhin ihr Vorhaben noch einmal einer Sachprüfung zu unterziehen*⁴⁴. In der beigelegten Stellungnahme heißt es u. a.: *Es dürfte nicht angemessen sein, dem Papst ein Kolleg über den römischen Primat zu halten. [...] Eine Utopie, die zudem keinen realistisch Denkenden lockt. [...] Will der Verfasser dem Papst diese Belehrung wirklich vorlegen? Es würde mir unklug erscheinen, dem Papste eine Denkschrift zu überreichen, deren Wirkungslosigkeit im erstrebten Sinne von vorneherein feststeht. Entweder er beachtet sie nicht, oder er gibt sie weiter, was eine Kette von Missverständnissen und Schwierigkeiten aus verschiedenen Richtungen schaffen würde*⁴⁵.

Das geplante Konzil ist möglicherweise im Jahr 1960 Gesprächsthema beim Besuch *Alfredo Kardinal Ottaviani* (1890-

ihre Unfähigkeit zur Kommunikation, ihren Bildungsdünkel und ihr steriles Verhältnis zur Geschichte hinter dem Anspruch besonderer Kirchlichkeit zu tarnen suchen, indem sie ihre Ressentiments als Maßstab des Katholischen ausgeben. Dem Konzil war es leichter, als dies einzelnen Bischofskonferenzen und Bischöfen geworden wäre, diese wortstarken und teilweise einflussreichen, aber in ihrer Humanität gescheiterten tragikomischen Randfiguren der Kirche völlig außer Acht zu lassen. Wer sind eigentlich „die das konkrete Dasein der Kirche tragenden Schichten“?

⁴⁰ A. POPPINGA (1970). *Meine Erinnerungen an Konrad Adenauer*, Bergisch Gladbach 2. Auflage 1997, S. 352.

⁴¹ *Macht, was Ihr wollt, ich bleibe katholisch!* Ebd., S. 353.

⁴² K. RAHNER, H. VORGRIMLER (1966). *Kleines Konzilskompendium*, Freiburg i. Br. 35. Auflage 2008, S. 40. Auch akademisch gebildeten Gläubigen gilt Rahners Liebe anscheinend nicht: *Widerstände erheben sich aus sogenannten akademischen Kreisen, deren Angehörige*

⁴³ Brief von OTTO KARRER, Luzern, an Konrad Adenauer am 2.4.1959. Archiv der Stiftung Bundeskanzler-Adenauer-Haus, StBHAH I 10.40 K.

⁴⁴ Brief von Adenauer an OTTO KARRER am 7.4.1959. Ebd.

⁴⁵ Brief von Adenauer an Otto Karrer am 7.4.1959. Ebd.

1979) in Bonn⁴⁶. Ottaviani, seit 1959 Sekretär des Heiligen Offiziums, der heutigen Glaubenskongregation, war Präsident der Vorbereitungskommission des II. Vaticanums. Für den Osten sei Ottavianis Besuch ein erneuter Beweis dafür, dass in Deutschland der Klerofaschismus regiere, notiert Krone. Im Vorjahr wurde Kardinal Ottaviani in Deutschland herzlich empfangen⁴⁷. Theologische Themen seien im Jahr darauf bei Ottavianis Besuch im Palais Schaumburg vermieden worden. Der Kardinal habe auf eine Erklärung Pius' XII. hingewiesen, in der er die Kooperation von Christen beider Konfessionen gebilligt habe, die der Erreichung eines gemeinsamen guten Zieles diene. Nach einer Begegnung mit Ottaviani in Rom im April 1962 hält Krone fest: *Der große und mächtige Reaktionär sprach in Worten hoher Anerkennung vom Kanzler und seiner Politik, vom deutschen Volke, das er liebe*⁴⁸. Bei einem Besuch Kardinal Bea in Bonn im August 1962 erkundigt sich Adenauer nach einem Streit in der Kurie, von dem er gehört habe, und fragt insbesondere nach dem Disput zwischen den Kardinälen Ottaviani und Bea⁴⁹.

Politische Konsequenzen des II. Vatikanums

Neben den religiösen Folgen des Zweiten Vatikanischen Konzils sieht Adenauer möglicherweise bereits während seiner ersten und einzigen Audienz bei *Johannes XXIII.* die politischen Konsequenzen des „aggiornamento“. Karl Rahner lässt über einen Kurswechsel im Hinblick auf den Kommunismus kaum Zweifel aufkommen: *Einer militanten Konzilsminorität ohne menschliches Takt- oder politisches Fingerspitzengefühl gelang es nicht, das Konzil zur ausdrücklichen Nennung und abermaligen Verurteilung einer bestimmten politischen Ausprägung des Atheismus zu bewegen, gerade weil das Konzil für die humanistische Basis und Tendenz dieses Atheismus sehr sensibel war*⁵⁰. Angesichts der christlichen Martyrien aufgrund „einer bestimmten politischen Ausprägung des Atheismus“, die in den 60er Jahren große Weltteile beherrschte, macht die Sensibilität Rahners einigermassen fassungslos und lässt Adenauers Reserven verständlicher werden: „Wissen Sie, ich kannte Pius XII. und schätzte ihn sehr. Er war ein bedeutender Mann. Johannes aber war doch eine Katastrophe“⁵¹.

Wie sehr Adenauers antikommunistische Politik religiös motiviert war, illustriert die Tatsache, dass er am 30. Mai 1954 den ersten Friedenspreis einer internationalen Fatima-Organisation, der er angehörte, im Palais Schaumburg, seinem Amtssitz als Bundeskanzler, entgegennahm: *Wenn Sie sagen, dass wir mit geistigen Waffen gegen den Kommunismus kämpfen müssen und dass wir nur so einen dauernden Frieden erlangen können, haben Sie vollkommen recht. Ohne die Hilfe des Gebetes, ohne die*

*Hilfe von oben, können wir das Böse nicht besiegen. Wenn wir alle zusammenhalten im Vertrauen auf Gott, dann können wir dieses Ziel erreichen*⁵². Das Buch *Fatima und der Friede* in Adenauers Rhöndorfer Privatbibliothek enthält eine handschriftliche Widmung des Autors: *Dem Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer in dankbarem Gedenken an die Überreichung des 1. Friedenspreises der Blauen Armee Mariens am 30. Mai 1954*⁵³.

Während das Konzil tagt, benennt Adenauer die Bedrohung des Christentums in seiner Zeit: Nicht ohne Erschütterung, nicht ohne tiefes Mitleid mit den Betroffenen hören wir die Nachrichten von der Schließung christlicher Kirchen, von Tausenden und Abertausenden in Sowjetrußland, hören wir von dem unlängst in Paris abgehaltenen Kongress christlicher Priester der verschiedenen Konfessionen, dass in Sowjetrußland kein Kind eine Kirche betreten darf, dass Jugendlichen unter 16 Jahren kein Religionsunterricht erteilt werden darf. Mit Erschütterung hören wir von der Vertreibung christlicher Missionare aus Rotchina und aus dem Sudan. [...] Meine Freunde, ich glaube, die politischen Parteien in der Welt, sicher diejenigen in Europa, die auf Grund der christlichen Weltanschauung tätig sein wollen, sollten sich über alles Trennende hinweg zusammenfinden, um mit vereinten Kräften ihre Länder vor dem Rückfall ins Neuheidentum zu schützen. Wenn wir uns vereinen, wenn wir gemeinsam arbeiten, werden wir unsere Völker retten vor der steigenden Flut eines Neuheidentums. (Langanhaltender sehr starker Beifall)⁵⁴.

Eine neuere politik- und geschichtswissenschaftliche Studie analysiert, wie der kirchliche Kurswechsel zur Schwächung der traditionellen Struktur hierarchischer Orientierungen und der Erosion des „katholischen Milieus“ geführt habe⁵⁵. Die ausgeprägt kirchliche Religiosität der 1950er Jahre sei einer stärker informellen Bindung gewichen. Während *Johannes XXIII.* weltweit Sympathien gewonnen habe, sei Adenauers Ablehnung des kirchlichen Modernisierungskurses entschieden gewesen. Die päpstlichen Sozialzyklen *Mater et Magistra*⁵⁶ (1961) und *Pacem in Terris*⁵⁷ (1963) Johannes' XXIII., seine „apertura a sinistra“, hätten praktisch zur Aufhebung des einstigen Sozialismusverdiktis geführt. Adenauer schreibt die Hauptschuld für den Linksrutsch in Italien Papst Johannes XXIII. zu⁵⁸, eine Auffassung, mit der Adenauer nicht allein steht. Dem ehemaligen Ho-

⁴⁶ Eintrag vom 25.6.1960. In: *Heinrich Krone. Tagebücher (1945-1961)*, S. 430.

⁴⁷ Aufzeichnungen der Vortragenden Legationsrats I. Klasse von No- stitz vom 6.11.1959. In: *Die Beziehungen der Bundesrepublik Deutschland zum Heiligen Stuhl 1949-1966*, S. 264.

⁴⁸ Eintrag vom 24.4.1962. In: *Heinrich Krone. Tagebücher (1961-1961)*. Düsseldorf 1995, S. 61.

⁴⁹ Eintrag vom 27. August 1962. Ebd., S. 86.

⁵⁰ *Kleines Konzilskompendium*, S. 428.

⁵¹ Tagebucheintrag vom 3.6.1963. In: H. OSTERHELD (1986). „Ich gehe nicht leichten Herzens ...“ *Adenauers letzte Kanzlerjahre – ein dokumentarischer Bericht*, Mainz, S. 218. Siehe auch S. 138.

⁵² M. SCHEER (2006). *Rosenkranz und Kriegsvisionen. Marienerscheinungskulte im 20. Jahrhundert*. Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 101, S. 21. Der Preis wurde „für hervorragende Verdienste im Kampf gegen den gottlosen Kommunismus und für den Weltfrieden“ verliehen.

⁵³ A. J. FUHS (1959). *Maria und der Friede*. Die Überreichung im Palais Schaumburg ist auf den Seiten 189f. geschildert.

⁵⁴ Eröffnungsrede zum 12. Bundesparteitag der CDU am 15.3.1964, http://www.kas.de/upload/ACDP/CDU/Protokolle_Bundesparteitage/1964-03-14-17_Protokoll_12.Bundesparteitag_Hannover.pdf, S. 32.

⁵⁵ T. GEIGER (2008). *Atlantiker gegen Gaullisten. Außenpolitischer Konflikt und innerparteilicher Machtkampf in der CDU/CSU 1958-1969*, Studien zur internationalen Geschichte Bd. 20. München, S. 122ff.

⁵⁶ Mit *Mater et magistra* wurde eine Enzyklika vorgelegt, die sich von den Enzykliken ihrer Vorgänger deutlich unterscheidet. In: http://de.wikipedia.org/wiki/Mater_et_Magistra.

⁵⁷ Auf *Pacem in terris* bezogen sich u. a. die tschechoslowakischen „Friedenspriester“. <http://de.wikipedia.org/wiki/Friedenspriester>.

hen Kommissar *John McCloy* (1895-1989) berichtet Adenauer von der Einschätzung des italienischen Staatspräsidenten *Antonio Segni* (1891-1972), der ihn zuvor besucht hatte:⁵⁹ *Segni habe die Auffassung vertreten, dass die Haltung Johannes' XXIII. den Kommunisten den Zuwachs von einer Million Stimmen gebracht habe. Er habe den schweren Fehler gemacht, zu übersehen, dass man zwar dem Einzelmenschen Sympathie entgegenbringen könne, eine Doktrin aber verdammen müsse. In der Enzyklika Pacem in terris sei das Wort Kommunismus nicht ein einziges Mal vorgekommen*⁶⁰. In diesem Sinne äußert er sich auch gegenüber dem amerikanischen Verteidigungsminister Robert McNamara (1916-2009)⁶¹, dem er von seiner Begegnung mit Johannes XXIII. im Januar 1960 erzählt.

In der Folge des kirchlichen Umbruchs distanzieren sich der jüngere Klerus und aktive Laien von der CDU. Als die nordrhein-westfälische Landtagswahl 1966 für die CDU verloren geht, sieht selbst *Ludwig Erhard* (1897-1977), Adenauers Nachfolger im Amt des Bundeskanzlers, den Wahlausgang auch als Folge des Zweiten Vatikanischen Konzils⁶². Nach einem Empfang führender SPD-Politiker durch *Paul VI.* klagt Adenauer im Bundesvorstand der CDU, nachdem die Sozialdemokraten *buchstäblich alles gestohlen haben, was bei uns zu stehlen war, würden sie der Union jetzt noch den Papst wegnehmen*⁶³. Die Erosion des „katholischen Milieus“, der organisatorischen Basis der CDU, hatte also unmittelbar politische Konsequenzen. Allerdings habe die Erschließung antikatholischer oder antiklerikaler Wählerschichten die Stimmenverluste der CDU im Vergleich zu den stärker vom Sozialkatholizismus geprägten Schwesterparteien in Frankreich, Italien oder den Benelux-Staaten verlangsamt⁶⁴.

Rückblicke auf das II. Vatikanum

Der Pleonasmus vom „neuen Beginn“, mit dem Rahner seinen Rückblick vier Tage nach der Schlussfeier des Konzils überschreibt, ist programmatisch. Im überfüllten Herkulesaal der Münchener Residenz erklärt Rahner vor hoher Prominenz

aus Kirche, Politik und Kultur: *Damit aus diesem Anfang eines Anfangs ein richtiger Beginn werde, ist noch viel, fast noch alles zu tun*³¹. *Wenn das, was Rahner sagt, Wirklichkeit wird, ist das eine ganz neue Zukunft für die Kirche*,³² erinnert sich Kardinal Lehmann an die spontane Reaktion *Hans-Jochen Vogels* (*1926), des damaligen Oberbürgermeisters von München und späteren langjährigen Vorsitzenden der SPD-Bundestagsfraktion. Dennoch sei es ein römisch-katholisches Konzil gewesen, stellt Rahner fest. Wer daher erwartet habe, *auf dem Konzil solle alles in Frage gestellt werden, solle das Dogma der Vergangenheit im Grunde an die billige Alltagsmeinung von Herrn Jedermann preisgegeben werden, habe von vornherein ein Konzil unserer Kirche missverstanden*. Anscheinend bestanden solche Erwartungen. Der Leser des Jahres 2013 stößt sich jedoch an Rahners Metapher, *kirchliches Tun sei wie die Gewinnung von Radium: Man muss eine Tonne Pechblende schürfen, um 0,14 Gramm Radium zu gewinnen, und doch lohnt es sich*⁶⁷. *Wenn die Kirche in den nächsten Jahrzehnten besser regiert, schöner liturgisch handeln würde*, paraphrasiert Rahner den Völkerapostel Paulus, *wenn tiefsinnigere Theologie, klareres Recht, größerer gesellschaftlicher Einfluss erwachsen würde, aber eben nicht mehr Glaube, Hoffnung und Liebe, dann wäre doch alles umsonst. Man würde Halden von Pechblenden aufdürmen – und doch kein Radium gewinnen*⁶⁸.

Keine fünfzig, sondern bereits fünf Jahre nach Abschluss des Konzils bereiten *Kardinal Frings* die nachkonziliaren Entwicklungen große Sorgen. Im privaten Gespräch bekennt er dem Bonner Historiker *Konrad Repgen* (*1923), *er sei sich gar nicht so sicher, ob er mit den beiden erwähnten Interventionen beim Konzil das Richtige getan habe und wie das später, drüben und hier, einmal beurteilt würde*⁶⁹. Der sehr nachdenklich gewordene Kardinal Frings beschließt jedenfalls seine 1973 erschienene Autobiographie mit einer skeptischen Einschätzung des Konzils: *Die Hoffnungen, die der Papst daran geknüpft hat, es würde ein neues Pfingsten und ein neuer Frühling in die Kirche kommen, haben sich bisher nicht erfüllt. Aber ich habe die feste Zuversicht, dass die Zeit dieses Konzils noch kommt, dass es wertvolle und kostbare Früchte tragen wird*⁷⁰. Zum fünfzigsten Jahrestag der Konzilsöffnung, an dem *der Anfang des Anfangs und die ganz neue Zukunft* kirchliche Gegenwart ist, wird *Walter Kardinal Kasper* (*1933) die erhofften Früchte und Erfahrungen katholischer Laien im kirchlichen Alltagso beschreiben: *Doch was sie dort erfahren, ist nicht der große Aufbruch und nicht der kirchliche Frühling, den damals viele erwarteten. Zumindest in Europa deutet vieles auf eine winterlich ausschauende Kirche mit deutlichen Zeichen einer Krise*⁷¹.

Gemäß Rahners Bild wurden in den Jahrzehnten nach dem Abschluss des Konzils anscheinend *Halden von Pechblende* auf der Suche nach einem flüchtigen Edelgas aufgetürmt. Es mag sich lohnen, heute in diesen Halden nach dem Gold der Heiligenscheine, der Messkelche, Ziborien, Monstranzen und Eheringe zu schürfen. Aus treuer Liebe zu dem, was dieses Gold anzeigt, können *Glaube, Hoffnung und Liebe* neu und in Beständigkeit erwachsen, wie es 2000 Jahre kirchliches Leben gelehrt haben. *Konrad Adenauers* Haltung als katholischer Laie mag dabei dem einen oder anderen Orientierung bieten, vielleicht im Sinne des westfälischen Bauern, der es Adenauer offenbar angehtan hatte: *Makt, wat er wült. Ik bliwe katholisch!*

Privatdozent Dr. Wolfgang Koch
Marienhöhe 8
53424 Remagen-Rolandswerth
w.koch@ieee.org

⁵⁸ Adenauer, *Der Staatsmann: 1953-1967*, S. 856.

⁵⁹ 1964 erhielt Segni den Aachener Karlspreis.

⁶⁰ Gespräch mit *John J. McCloy* am 16. Oktober 1963. In: *Konrad Adenauer: Die letzten Lebensjahre 1963-1967*, Band II, S. 26.

⁶¹ Tagebucheintrag vom 5.8.1963. „*Ich gehe nicht leichten Herzens ...*“, S. 244 und Fußnote auf S. 287.

⁶² CDU-Bundesvorstand am 12.9.1966. *Atlantiker gegen Gaullisten*, S. 124f.

⁶³ CDU-Bundesvorstand am 14.3.1963. Ebd., S. 124.

⁶⁴ Ebd.

⁶⁵ *Das Konzil – ein neuer Beginn*, S. 38.

⁶⁶ Ebd., S. 16.

⁶⁷ Ebd., S. 52.

⁶⁸ Ebd., S. 56.

⁶⁹ K. REPGEN (1988). *Ein kirchlicher Lebensweg: Kardinal Frings (1887-1978)*. In: *Von der Reformation zur Gegenwart – Beiträge zu Grundfragen der Geschichte*. Hrsg. von K. Gotto und H. G. Hockerts. Paderborn 1988, S. 250. Vergl. H.-L. Barth (2004), S. 402.

⁷⁰ J. KARDINAL FRINGS (1973). *Für die Menschen bestellt. Erinnerungen des Altbischofs von Köln Josef Kardinal Frings*. Köln, S. 304.

⁷¹ W. KARDINAL KASPER (2012). *Erneuerung aus dem Ursprung*. Frankfurter Allgemeine Zeitung, 29.9.2012, Nr. 228, Seite 5.

„Fest der Jugend“ auf Abwegen:**Salzburger Kongress mit Pfingstprediger Pete Greig und seiner charismatischen „Vision“**

Am Pfingstwochenende dieses Jahres wurde in Salzburg ein äußerlich sehr erfolgreiches Festival veranstaltet, das 14. „Fest der Jugend“, an dem ca. 5000 Jungen und Mädchen aus ganz Europa teilnahmen, wobei viele von ihnen zur Beichte gingen oder still im Dom beteten – soweit durchaus erfreulich. Gemeinsam mit mehreren Bischöfen und zahlreichen Priestern feierten die vorwiegend jungen Leute ab dem 17. Mai 2013 vier Tage lang mit Andachten, Gottesdiensten, Katechesen, Theateraufführungen und Gruppengesprächen, zudem mit heißen Rhythmen, Tänzen und der in charismatischen Kreisen üblichen „Lobpreismusik“.

Die Massenaufläufe von Freitag bis Pfingstmontag standen unter dem Motto „Neues Feuer braucht das Land“; sie waren vielfach geprägt von gruppendynamisch-suggestiven Elementen (z.B. in etlichen Ansprachen oder im Rahmen der „Gebetsteams“) sowie euphorischen Manifestationen. Die Großveranstaltungen wurden meist von *Georg Meyer Melnhof* (GMM) moderiert, einem Sproß der bekannten österreichischen Großgrundbesitzerfamilie Meyer Melnhof. GMM ist ein katholischer Familienvater und Religionslehrer, der einst Priester werden wollte, das Seminar verließ, heiratete und später die Loretto-Gemeinschaft gründete, die sich auf den italienischen Marienwallfahrtsort Loreto bezieht. Die von GMM initiierten Loretto-Gebetsgruppen verstehen sich als „marianisch – eucharistisch – charismatisch“ und sind in ganz Österreich verstreut. Die früheren „Pfingst-Kongresse“ dieser Gemeinschaft werden heute als „Fest der Jugend“ bezeichnet. Das diesjährige Festival wurde vom erscheinungsbewegten „Radio Maria“ größtenteils live übertragen. Dieser große Andrang der Jugend zu einem christlichen Festival mag zunächst positiv erscheinen. Manches jedoch, was dort inhaltlich präsentiert wurde, zumal von Vertretern der protestantisch-pfingstkirchlichen „Gebetsbewegung 24/7“, erweist sich als fragwürdig bis irgeistig. (Die Zahlenfolge „24/7“ bezieht sich auf das 24-stündige Gebet in einer 7-Tage-Woche; in der Loretto-Gemeinschaft konkret auf die eucharistische Anbetung.)

Gründer und nach wie vor führender Vertreter der charismatischen Gebetsbewegung „24/7“ ist *Pete Greig*; seine endzeit-schwärmerische „Vision“ spielte beim Salzburger Jugendfest eine große Rolle. Dieser Greigschen 24/7-Bewegung hat sich auch die erwähnte katholische Loretto-Gemeinschaft angeschlossen, die das „Fest der Jugend“ in Salzburg organisierte.

„Der HERR rüstet weltweit sein Volk“ ...

Wie zu erwarten war, veröffentlichte die Nachrichtenseite „Kath.net“ einen begeisterten Jubelbericht über dieses österreichische Festival. Unter dem Zwischentitel „Der HERR rüstet weltweit sein Volk“ schreibt das Internetportal Folgendes: „Die Bibel in Joel 3 beschreibt die Folgen von Gebet, mittlerweile nicht nur bei 24/7 oder Loretto, sondern weltweit neu entflammt zu beobachten: ‚Danach aber wird es geschehen, / dass ich meinen Geist ausgieße über alles Fleisch. Eure Söhne und Töchter werden Propheten sein, / eure Alten werden Träume haben / und eure jungen Männer haben Visionen‘. Unsere Gebete mobilisieren den Himmel, erneuern die Kirche und verändern die Welt. Durch Gebet erfahren wir Gott, seine Gegenwart, seine Kraft, seine Herrlichkeit, seine Barmherzigkeit.“

Dieses Zukunftsbild einer weltweiten „Erweckung“ ist typisch für die Charismatische Bewegung, die sich hierbei gerne auf

„Joel 3“ im Alten Testament beruft. Ist diese verheißungsvolle Bibelstelle angesichts zahlreicher Visionäre unserer Zeit, „begnadeter“ Seher, so vieler „Heiler“ und „Propheten“ nicht wunderbare Wirklichkeit geworden?

„Joel 3“ ging bereits in Erfüllung

Der Schein trügt, weil diese Ankündigung zu Pfingsten bereits in Erfüllung ging, wie das NT bestätigt: Der hl. Apostel Petrus verweist auf diese alttestamentliche Verheißung (vgl. Apg 1,16 f), um damit die Ausgießung des Heiligen Geistes in der Jerusalemer Urgemeinde zu erklären. Das Pfingstereignis ist somit die „Lösung“ dieser Prophetie. Das will man in Schwärmerkreisen ungern wahrhaben, weil dies eigenen Träumen einer heutigen (!) Verwirklichung von Joel 3 widerspricht. Im Festival-Heft der Loretto-Gemeinschaft wird passend dazu eine „Vision“ von Pete Greig präsentiert, die aus dessen Buch „Red Moon Rising“ stammt. Greig, der in einer protestantischen Freikirche hochkam und heute in der anglikanischen „Church of England“ aktiv ist, gilt gleichsam als Urvater der neuen 24/7-Aufbrüche; er ist mittlerweile deren „Gebets-Direktor“. Der Charismatiker lebt im englischen Guildford mit seiner Frau und zwei Kindern. Seine 24/7-Bewegung praktiziert eine stark von Rockrhythmen geprägte „Lobpreismusik“ und beeinflusst zunehmend auch die katholisch-charismatische „Erneuerung“, z.B. die dort angesiedelte Jugendbewegung FCKW; das Kürzel dieser stark von „24/7“ geprägten Initiative bedeutet: „Fröhlich – Charismatisch – Katholisch (sind) wir“.

Pete Greigs „prophetischer Traum“

Die Webseite der Loretto-Gemeinschaft (Loretto.at) schreibt Folgendes zu Pete Greigs besonderer „Vision“: „Seine VISION‘ haut mich jedesmal wieder vom Hocker, wenn ich sie lese – du findest sie gleich im Anhang... Frag dich, was du schon erkennen kannst von diesem prophetischen Traum. Mir kommt vor, es wird immer klarer, immer spannender, immer verrückter. Pete Greig betete mit vielen Leuten letzte Woche bei einem Kongress in Frankfurt über unsere kleine Gemeinschaft und die Prophetischen Worte, die geschenkt wurden, waren phantastisch ... Komm und sei dabei – der HERR sammelt und salbt sein Volk in diesen Tagen und viele bemerken es schon: Der Riese ERWACHT!“

Unreife Schwärmerie, mag man zunächst denken, doch dahinter steckt mehr als nur Naivität oder pubertärer Überschwang. Das hier gefeierte Traumbild ist typisch für die charismatische Vorstellung einer anbrechenden „globalen Erweckung“; die Vision hat also durchaus „System“; sie ist Teil eines festgefügtten Gedankenkonzeptes, das freilich in immer neuen und verschiedenartigen Facetten präsentiert wird. Diesmal ist die enthusiastische Ankündigung in einer sehr dramatisch klingenden, wohl unbedingt „modern“ sein wollenden Sprache formuliert, was sich aus der Eigenart des Greigschen Stils ergibt.

Hier folgen einige wesentliche Abschnitte daraus: „Die Vision ist JESUS – der gefährliche, unverwechselbare Jesus. Der Jesus, der dich total in Beschlag nimmt. Die Vision ist eine Armee von jungen Leuten. Du siehst Totengebeine? Ich sehe eine Armee. Und sie sind FREI vom Materialismus ... Sie können Kaviar am Montag essen und Brotrinde am Dienstag. Sie würden noch nicht mal den Unterschied merken. Sie sind mobil wie der Wind und ge-

hören den Nationen. Sie brauchen keinen Pass. Die Leute schreiben ihre Adressen nur noch mit dem Bleistift auf und fragen sich, was für merkwürdige Typen sind das bloß? Sie sind frei, und doch Sklaven der Verwundeten, Dreckigen, Sterbenden.

„Für sie ist das Gute nicht gut genug“

Was ist die Vision? – Die Vision ist Heiligkeit, Heiligkeit, die den Augen weh tut. Sie bringt Kinder zum Lachen und ärgert die Erwachsenen. Es geht um Leute, die das Spiel aufgegeben haben, nach außen hin eine weiße Weste zu haben, um Eindruck zu schinden. Es geht um Leute, die nach den Sternen greifen. Für sie ist das Gute nicht gut genug, sie strecken sich nur nach dem Besten aus. Geradezu gefährlich reine Leute. Sie brauchen ihre geheimen Motive nicht zu verstecken, und auch nicht ihre privaten Gespräche. Es sind Leute, die andere von ihren selbstmörderischen Abenteuern weglieben, weg von ihren satanischen Spielen. Es geht um eine Armee, die ihr Leben für die große Sache lassen wird. Eine Million mal pro Tag sind ihre Soldaten bereit, eine Niederlage einzustecken, um eines großen Tages den entscheidenden Sieg zu erringen und zu hören: ‚Gut gemacht, ihr treuen Söhne und Töchter‘“.

Dabei geht es bei diesen „Abenteurern“ aber keineswegs nur um ein kleines Häuflein von Idealisten und Anhängern – nein, die „Vision“ spricht euphorisch von einer „großen Masse“: „Diese Helden sind am Montagmorgen genauso radikal wie am Sonntagabend. Sie haben es nicht nötig, sich einen großen Namen zu machen, ihre eigene Ehre zu suchen. Darüber können sie nur müde lächeln. Es geht nicht um einzelne Stars, sondern um die große Masse, die immer wieder denselben Kriegsschrei auf den Lippen hat: ‚Vorwärts, COME ON!‘ – Und sie sind diszipliniert. Jünger, junge Leute, die ihren Körper zum Gehorsam zwingen. Jeder Soldat bereit, für seinen Kriegskameraden eine Kugel abzufangen. Das Tattoo auf ihrem Rücken sagt: ‚Christus ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn‘. – Opferbereitschaft lässt das Feuer des Sieges in ihren Augen brennen. Sie schauen nicht nach unten, sondern nach oben. Sieger, Märtyrer. Wer kann sie aufhalten? Können Hormone sie zurückhalten? Können Niederlagen sie entmutigen? Kann Furcht ihnen Angst einjagen, kann der Tod sie umbringen? ‚Mit Blut, Schweiß und Tränen ...‘

Würden sie ihr Image oder ihre Beliebtheit aufgeben? Sie sind bereit, selbst ihr eigenes Leben niederzulegen, mit den Todeskandidaten – schuldig wie die Hölle selbst – den Platz zu tauschen. Den elektrischen Stuhl statt eines Thrones. Mit Blut, Schweiß und Tränen, in vielen schlaflosen Nächten und an fruchtlosen Tagen beten sie, als ob alles von Gott abhängt, und sie leben, als ob alles von ihnen abhängt. Ihr genetischer Code ist JESUS. Er atmet aus – sie atmen's ein. Bei ihnen singt selbst das Unterbewusstsein. Sie hatten eine Bluttransfusion von Jesus. Ihre Worte bringen die Dämonen in den Einkaufszentren zum Schreien. Hörst du diese Armee kommen? Blast die Posaune für die Verrückten! Ruff sie zusammen, die Verlierer und Freaks.

Hier kommen sie, die Ängstlichen und Abgelehnten mit Feuer in ihren Augen. Sie laufen aufrecht, und die Bäume klatschen Beifall, die Hochhäuser verbeugen sich, die Berge erscheinen klein, verglichen mit diesen Kindern einer anderen Dimension. Ihre Gebete mobilisieren den Himmel und wecken den alten Traum von Eden wieder auf. Und diese Vision wird wahr werden, sie wird erfüllt werden. Sie wird mit Leichtigkeit geschehen, und zwar bald. Woher ich das weiß? Weil es das Sehnen der ganzen Schöpfung ist, das Stöhnen des Geistes, der Urtraum Gottes“.

Theologisch gefährlicher Post-Millenarismus

Soweit „Urvater“ Pete Greigs enthusiastische „Vision“, die eine solch positive Aufnahme ins katholische Salzburger Festival-

heft fand. Der Herr Prophet war auch selber auf dem Jugendkongress anwesend und hielt dort Referate und Katechesen. Allerdings handelt es sich bei Greigs Vision nicht nur um eine schwärmerische Schreiberei; sie gehört vielmehr zum problematischen Post-Millenarismus, der weder von der Hl. Schrift noch vom kirchlichen Lehramt her legitimiert ist. Dieser chiliastische Standpunkt geht davon aus, dass durch wirkmächtige Verkündigung und eine phänomenale Geist-Aussendung ein weltweites christliches Friedensreich entstehen wird. Christus erscheint danach als Weltenrichter: also zunächst kommt das „Millennium“, dann erst die Wiederkunft Christi. Diese These, die konfessionsübergreifend in Charismatikerkreisen verbreitet ist, wird von der katholischen Kirche abgelehnt, zumal sie der Heiligen Schrift widerspricht, vor allem den klaren Paulusworten in 2 Thess 2,2 ff.

Glaubenskongregation lehnt Vassulas Visionen ab

Kardinal Joseph Ratzinger erließ als Präfekt der Glaubenskongregation im Oktober 1995 eine Notifikation zur griechisch-orthodoxen „Seherin“ und angeblichen „Stigmatisierten“ Vassula Ryden. Darin werden einige Irrtümer der „Visionärin“ aufgelistet, darunter auch ihre post-millenaristischen bzw. chiliastischen Vorstellungen; so heißt es z.B. wörtlich in der Vatikan-Note über Vassulas „Botschaften“: „In chiliastischer Weise wird ein entscheidendes und glorreiches Eingreifen Gottes prophezeit, der im Begriff sei, auf Erden noch vor der endgültigen Ankunft Christi ein Zeitalter des Friedens und des allgemeinen Wohlergehens zu errichten“.

Nicht erst heute, schon durch die Jahrtausende hindurch hat das kirchliche Lehramt mit seiner nüchternen Haltung endzeit-schwärmerische „Botschaften“ abgelehnt, so bereits im 2. Jahrhundert entsprechende Visionen des selbsternannten Propheten Montanus und seiner beiden „begnadeten“ Gefährtinnen, die zusammen mit dem Wanderprediger viele enthusiastischen Anhänger sammelten und sektiererische Gemeinden gründeten.

Im Hochmittelalter erteilte die Kirche ähnlich gearteten Spekulationen des Joachim von Fiore ebenfalls eine klare Absage: Der italienische Abt kündigte ein Heilig-Geist-Friedensreich an, das vor der Wiederkunft Christi eintreten werde; er bezeichnete diese ersehnte Phase übrigens als „Drittes Reich“, denn nach dem Reich des Vaters im Alten Bund und dem Reich des Sohnes im Neuen Bund sei dies als drittes heilsgeschichtliches Zeitalter auf Erden anzusehen. Das katholische Lehramt lehnte Fiore Vorstellungen eindeutig ab: sowohl wegen der postmillenaristischen Verirrung wie auch wegen seiner ekklesiologischen Ideen über jenes kommende Heilig-Geist-Reich, das die Menschen direkt „von oben her“ mit dem Heiligen Geist erleuchte, so dass sich die Kirche als Instanz der Glaubensvermittlung weitgehend zu erübrigen schien. Nicht angeblich prophetische „Visionen“ oder spekulative Traumwelten sind für die Kirche wegweisend, sondern die Ausführungen des hl. Paulus, der im 2. Brief an die Thessalonicher bereits vor „Naherwartungen“ und Endzeitschwärmerei warnte. Der Völkerapostel verdeutlicht, dass die Zeit unmittelbar vor der Wiederkunft Christi keineswegs durch ein universales christliches Reich geprägt ist, sondern vielmehr durch Glaubensabfall, (un)sittlichen Niedergang und das verführerische Auftreten des Antichristen (2 Thess 2,2-9):

„Lasst euch nicht so schnell aus der Fassung bringen und in Schrecken jagen, wenn in einem prophetischen Wort oder einer Rede oder in einem Brief, der angeblich von uns stammt, behauptet wird, der ‚Tag des Herrn‘ sei schon da. Lasst euch durch niemand und auf keine Weise täuschen! Denn zuerst muss der Abfall von Gott kommen und der Mensch der Gesetzwidrigkeit erscheinen, der Sohn des Verderbens, der Widersacher, der sich über alles, was Gott oder Heiligtum heißt, so sehr erhebt, dass er sich so-

gar in den Tempel Gottes setzt und sich als Gott ausgibt. (...) Dann wird der gesetzwidrige Mensch allen sichtbar werden. Jesus, der Herr, wird ihn durch den Hauch seines Mundes töten und durch seine Ankunft und Erscheinung vernichten. Der Gesetzwidrige aber wird, wenn er kommt, die Kraft des Satans besitzen. Er

wird mit großer Macht auftreten und trügerische Zeichen und Wunder vollbringen“.

Felizitas Küble
Schlesienstr. 32
48167 Münster

WALTER HOERES

Vom künftigen Schicksal der Kirche. Prognosen im Lichte der Theologie

Portae inferi non praevalent adversus eam.

Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.

Mt. 16, 18

Historiker und Demoskopien

In der letzten Zeit sind immer wieder Umfragen, demoskopische und soziologische Analysen über den Zustand, die Befindlichkeit und die Aussichten der beiden großen christlichen Konfessionen erschienen und in Zeitungen und Zeitschriften eingehend kolportiert worden. Aufsehen hat vor allem die „Sinus-Studie“ erregt, die zum Ergebnis kommt, dass die katholische Kirche und der christliche Glaube im Leben der Menschen eine zunehmend geringe Rolle spielen. Das „Sinus-Milieu“ ist nach Bekunden der einschlägigen Soziologen ein Begriff aus der Markt- und Sozialforschung. Die Einteilung der Gesellschaft in Sinus-Milieus orientiert sich an der Lebenswelt der Menschen. Die Leute werden nach ihren Wertorientierungen sowie ihrer Einstellung zu Arbeit, Familie, Freizeit, Geld und Konsum in entsprechende Gruppen eingeteilt.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, dass solche Expertisen in der heutigen antikirchlich aufgeheizten Medienwelt begierig aufgegriffen und genüßlich kommentiert werden. So war in der Online – Ausgabe der linksliberalen „Frankfurter Rundschau“ zu lesen: „Der Verlust der katholischen Kirche an Vertrauen, Relevanz und Lebensnähe schlägt jetzt in Deutschland auch massiv auf den harten Kern ihrer Mitgliedschaft durch. Das ist das Ergebnis der jüngsten Milieu-Studie, die das Sinus-Institut im kirchlichen Auftrag erstellt hat“. Wir sehen hier von der Frage ab, ob und inwieweit es überhaupt möglich ist, mit solchen demoskopischen Recherchen, die Adorno als „Fliegenbeinzählerei“ bezeichnete, den innersten Lebenskreis der Menschen und ihre Offenheit für Gott, die Kirche und die letzten Dinge zu erfassen.

Auf einer ganz anderen Ebene sind solche durchaus ernst zu nehmenden, zudem glänzend geschriebenen und sorgfältig recherchierten Untersuchungen wie die des Münsteraner Zeit-historikers *Thomas Großbölting* angesiedelt, der mit den besten Methoden der Quellenforschung in einfühlsamer Weise den Weg der Kirche von 1945 bis heute nachzeichnet: eine spannende Lektüre für alle, die diesen Weg mit gegangen und in wenn auch noch so bescheidenem Maße mitgestaltet haben¹. Aber auch hier und gerade hier stellt sich die Frage, ob solche Zu-

standsbeschreibungen – mögen sie auch gut fundiert sein – Prognosen über das kommende Schicksal der Kirche ermöglichen. Und diese Frage scheint nicht so sehr Sache der Historiker und noch weniger der Soziologen, sondern – wenn überhaupt – dann ganz allein der Theologen zu sein.

Allezeit fremd gegenüber der Welt

Grundsätzlich ist zunächst zu sagen, dass das Christentum für die Welt und damit für jede ihrer Epochen ein Ärgernis ist und bleibt. Das kommt schon in seiner Forderung nach Ganzhingabe an Gott, *Metanoia*, Reinheit und Sühne, und damit dem Verzicht auf die typische Begierlichkeit des Weltmenschen sprechend zum Ausdruck. Einstmals wurden diese Forderungen in jeder der vielen Volksmissionen gepredigt, an die heute noch die Missionskreuze wie erratische Monumente einer versunkenen Epoche erinnern, die weit eher bereit war, dem Ruf Johannes des Täufers nach Umkehr zu folgen als so viele unserer Zeitgenossen, die sich mit Verve immer noch von der angeblichen Drohbotschaft verabschieden. Man fragt sich, ob sie sich bei ihrem Verzicht auf das Bußsakrament und ihren seltsam jubelnden Auferstehungsäntern, die sie sogleich nach dem Verlust ihrer Lieben feiern lassen, immer noch von der zweiten göttlichen Tugend der Hoffnung oder vielmehr von einer falschen Heilsgewissheit leiten lassen, die durch nichts in der Heiligen Schrift belegt ist!

Die Fremdheit gegenüber der Welt, welche die weltfreudigen Verkünder des Wortes Gottes heute so gern überspielen, wird vom Herrn selber deutlich genug angesprochen, wenn er vom „Fürsten dieser Welt“ spricht, die schon gerichtet ist. Ebenso die Notwendigkeit der Abkehr und Kreuzesnachfolge, wenn er Lk 14, 26 sagt: „Wenn jemand zu mir kommt, aber Vater und Mutter und Frau und Kind und Bruder und Schwester, ja sogar sich selbst nicht hasst, so kann er nicht mein Jünger sein. Wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolgt, kann nicht mein Jünger sein.“ Nicht zu übersehen ist andererseits, dass allein die Kirche über Tröstungen verfügt, mit denen die Kinder dieser Welt, die sich begreiflicherweise an ihr irdisches Dasein klammern, nichts anfangen können. „Ich bin“, so der hl. Paulus, „der Ansicht: die Leiden dieser Welt sind nicht zu vergleichen mit der künftigen Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll!“ (Röm 8,18)

Man muss diesen tiefen Gegensatz zur Welt nicht dramatisieren, obwohl die Versuchung dazu sehr groß ist, da umgekehrt

selbst die Frömmsten heute von einer seltsamen „Leidenschaft für die Welt“ gepackt sind und andere wiederum sich an euphorischen Visionen der „Sache Jesu“, einer zukünftigen besseren und gerechteren Gesellschaft delectieren. Um den Abgrund gegenüber der Welt ganz einfach zu veranschaulichen, braucht man auch nicht die Christenverfolgungen der Antike zu beschwören, die sich einer verfehlten und vergötzten Staatsräson verdanken: auch nicht die zahllosen Verfolgungen, die es seitdem gegeben hat und immer geben wird. Die Kluft wird gerade an so feinsinnigen und kultivierten Zeugnissen einer behaglichen, Geist und Körper zugleich pflegenden Lebenskultur sichtbar, wie wir sie etwa in den Briefen des jüngeren *Plinius* (62 – ca. 113 n. Chr.) besitzen². Gegen den freien und heiteren Lebensgenuß, der aus diesen prachtvollen Zeugnissen eines geradezu musikalischen Lateins spricht, wäre an sich nichts zu sagen, denn warum sollten sich die Heiden in so harmloser Weise, wie sie hier dokumentiert wird, nicht ihres Lebens freuen! Doch lässt sich natürlich der Gegensatz nicht übersehen, der objektiv zwischen diesem Lebensideal des *bene vivere* und der Nachfolge Christi mit ihrer immer notwendigen Bereitschaft zur Weltentsagung besteht.

Der Gegensatz kommt offen zum Ausdruck in der Renaissance und ihrer rauschhaften Diesseitsbegeisterung: auch wenn man diese als eine gewisse Reaktion auf eine oft falsch verstandene, allzu einseitige Jenseitslastigkeit des Spätmittelalters verstehen mag. Er verschärfte sich im Humanismus und setzte sich im Neuhumanismus fort mit seinem der Antike nachempfundenen Ideal der allseits ausgeglichenen harmonischen Persönlichkeit und der Vorliebe für die Schönheit statt für den Wahrheitsgehalt der antiken Texte³. Man erinnert sich an Goethe und den kaum verhohlenen Affekt des Olympiers gegen das Kreuz.

Große Bekenner

Angesichts dieser menschlichen, allzu menschlichen Tendenz, es sich in diesem Leben so angenehm wie möglich zu machen, angesichts der Macht der Konkupiszenz, andererseits aber auch der erhabenen Leidenschaften, welche die „weltgeschichtlichen Individuen“, wie sie Hegel nennt, dazu drängte, ihre Großtaten zu vollbringen, kann man nur erstaunt sein über die ungeheure Prägekraft, mit der das Christentum durch die Jahrhunderte hindurch das Abendland, ja die Welt geformt hat. Sie ist nur durch die Gnade Gottes und die Kraft des Heiligen Geistes zu erklären. Sie steht in eklatantem Widerspruch zu der heute immer wieder kolportierten Behauptung, das Christentum habe nichts oder nur sehr wenig bewirkt, aber auch zu dem hektischen Bemühen so vieler moderner Kirchenmänner, ständig an die Brust der eigenen Vorfahren zu klopfen. Und damit sind wir auch schon bei dem, was wir sagen wollen! So legitim und aufschlussreich auch zumindest die religionsgeschichtlichen Analysen der gegenwärtigen Kirchenkrise und hier besonders die Arbeit von *Thomas Großbölting* sind, so erreichen sie doch nicht die theologische und philosophische Dimension der Frage, auf die alles ankommt.

Schon ein kurzer Blick auf die Geschichte lehrt uns, dass wir alle Bekehrungen, alle Missionserfolge und vor allem die Errettung aus den vielen Drangsalen und Krisen der Kirche einzelnen großen Bekennergestalten, Heiligen und Dienern Gottes verdanken, deren Erscheinen ebenso wenig prognostizierbar ist wie das Wehen des Heiligen Geistes. So kann man sich fragen, was aus der Kirche geworden wäre, wenn nicht in der Zeit der Reformation der hl. *Ignatius von Loyola* (1491–1556) die *Compañía de Jesús* gegründet hätte, die als *acies bene ordinata* unendlich viel zur Wiedererstarkung des kirchlichen und vor allem auch des geistlichen Lebens und einer selbstbewussten, lebendigen Theologie getan hat. Oder was aus Deutschland ohne den

hl. *Petrus Canisius* geworden wäre, der 1549 seine Arbeit von gar nicht zu überschätzender, singulärer Ausstrahlungskraft begann. Die Beispiele ließen sich beliebig vermehren. Denken wir nur an den hl. *Clemens Maria Hofbauer* (1751–1820), der als Apostel Warschau und Wiens ganze Stadtgesellschaften wieder zum Glauben brachte!

Diese übernatürliche Perspektive darf uns jedoch nicht zu einem passiven „Warten auf Godot“ verleiten nach der Maxime jenes wahrlich seelenruhigen geistlichen Herrn, der uns nach meiner fast zweistündigen Rede über die Glaubenskrise und die Krise der Frömmigkeit mit dem salomonischen Appell beschied: „jetzt gehen wir zum Essen und der Herrgott wird’s schon richten!“. Ganz im Gegenteil ist von uns jene höchste Aktivität des Betens um viele neue, gute Priester, standhafte, ja mutige Oberhirten, traditionsbewußte Theologen und somit die Errettung aus der gegenwärtigen Glaubens- und Kirchenkrise erforderlich, wobei dieses Sturmgebiet schon immer das Pendant unbesiegbarer Hoffnung auf die Gnade Gottes gewesen ist.

Das biographische Moment der Historie

Gewiss hat es schon immer Epochen größerer oder weniger großer Gottes- und Glaubensnähe gegeben. Aber daraus folgt noch lange nicht, dass wir uns mit Hölderlins Klage von der Abwesenheit der Götter in Neuzeit und Gegenwart oder mit Heideggers Diagnose von der ebenso unentrinnbaren „geschickhaften“ Seinsvergessenheit abfinden sollen, die das Stigma der Gegenwart sei. In seltsamer Weise wird diese Einschätzung heute oft von einer Geschichtswissenschaft geteilt, die ansonsten weder etwas mit *Hölderlin* noch mit *Heidegger* oder auch mit *Oswald Spengler* und anderen Propheten des Unterganges am Hut hat⁴. Mit ihrem gelehrten Fleiß, ihrer subtilen Quellenforschung und ihrem Eifer, die Wechselfälle der Geschichte auf ihre gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bedingungen zurück zu führen, sieht sie oft vor Bäumen den Wald nicht mehr. Sie verkennt das entscheidende biographische Moment der Geschichte und damit die Tatsache, dass alles anders gekommen wäre, wenn es keinen Alexander den Großen, keinen Cäsar oder Napoleon gegeben hätte.

Die scheinbar unaufhaltsame Aufklärung

Das scheint freilich der Einschätzung der Aufklärung als einer spätestens seit dem 18. Jahrhundert andauernden und immer mehr eskalierenden Los-von-Gott-Bewegung zu widersprechen, die wir in diesen Spalten oft genug vorgetragen haben. Damit meinen wir nicht so sehr die Umkehrung der Akzente, welche

¹ THOMAS GROßBÖLTING, *Der verlorene Himmel. Glaube in Deutschland seit 1945*. Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2013.

² PLINIUS DER JÜNGERE, *Briefe*. Lat.-dt. ed. Helmut Kasten (Slg. Tusculum) München–Zürich, 6. Aufl. 1990.

³ Vgl. dazu HEINRICH WEINSTOCK, *Die Tragödie des Humanismus*. Wiesbaden 1989

⁴ Vgl. zu OSWALD SPENGLER meine Darlegungen: *Spengler oder der Untergang des Abendlandes*. In: WALTER HOERES, *Heimatlose Vernunft. Denker der Neuzeit im Ringen um Gott und die Welt* (Quaestiones Non Disputatae XI) Siegburg 2005 S. 241 ff.

die theozentrische durch eine radikal anthropozentrische Sicht der Dinge ersetzt und so aus Gott einen Erfüllungsgehilfen des irdischen Wohls und des innerweltlichen Fortschritts macht. Wir meinen etwas viel Tieferes und Radikaleres, das sich in der Neuzeit und Gegenwart mit unwiderstehlicher Gewalt weiter zu entwickeln und damit unsere Auffassung, dass grundsätzlich keine Prognosen möglich seien, Lügen zu strafen scheint. Wir meinen die offensichtliche und scheinbar totale Gleichgültigkeit gegenüber allem, was über die Immanenz, die irdischen Belange hinausgeht und keinen erkennbaren Zusammenhang mit unserem Wohl und Wehe besitzt: eine Gleichgültigkeit, die selbst noch den Agnostizismus fundiert. Was Platon einst ins Bewußtsein des Abendlandes hob, dass die Wahrheit und damit die Erkenntnis großer und bedeutender Dinge Nahrung und Heil der Seele seien und zwar nicht deshalb, weil sie „etwas bringen“, sondern eben weil sie groß und bedeutsam sind, scheint heute in Vergessenheit geraten zu sein. Es ist, als hätte Kant Recht behalten und als sei der Mensch von heute unfähig, über den Tellerand der raum-zeitlichen Dinge hinaus zu blicken.

Unabhängig wie man zu Heideggers Stilisierung der Philosophiegeschichte zur Schicksalstragödie der Seinsvergessenheit stehen mag, verdient in diesem Zusammenhang sein Hinweis auf Nietzsche Beachtung⁵. Für ihn, Nietzsche, hat nun die Wahrheit in sich und damit ihre Erkenntnis jede Bedeutung verloren. Sie ist jetzt ganz im Gegenteil Instrument, um im Kampf ums Dasein die besseren Chancen zu haben und aus ihm als Sieger hervorzugehen. Damit hat sich der Pragmatismus „vorläufig endgültig“ durchgesetzt. Er verkehrt die Beziehung von Erkenntnis und Praxis in ihr Gegenteil. Diese hat nun nicht mehr den Sinn, Raum für die Kontemplation zu schaffen, in der vordem die eigentliche Erfüllung gesehen wurde. Vielmehr ist *diejenige* Erkenntnis jetzt gut und wahr, die am erfolgreichsten für die Praxis ist.

Man kann sich heute kaum mehr vorstellen, dass sich die Leute einst und sogar die Fischweiber auf dem Marktplatz über die Frage stritten, ob Christus wahrer Gott oder nur gottähnlich sei. Und selbst die noch gar nicht so lange zurückliegenden heftigen Auseinandersetzungen zwischen Katholiken und Protestanten muten uns heute wie eine Mär aus vergangenen Zeiten an, obwohl man – so eifernd sie oft auch gewesen sein mögen – bedenken sollte, dass hier auf beiden Seiten das Ergriffensein von der tatsächlichen oder vermeintlichen Wahrheit ein ungeheuer eindrucksvolles Schauspiel bot. Man braucht nur einmal die Probe aufs Exempel zu machen und einer Volkshochschule anzubieten, ein Semester lang über das Zusammenspiel von Intellekt und Willen bei den Engeln zu referieren, wie es der hl. Thomas schon im ersten Teil der Summa und die anderen großen Lehrer der Kirche so eingehend geschildert haben. Man würde totalem Unverständnis für das Thema begegnen. Der Verfasser dieser Zeilen erinnert sich an die wenigen Tage, die er wegen eines Leistenbruchs im Krankenhaus verbringen mußte und die er sich in dieser ungemütlichen Umgebung mit der Relecture des schönen Buches von *Nikolaus Wicki* über die Lehre

von der himmlischen Glückseligkeit von Petrus Lombardus bis Thomas von Aquin zu vertreiben suchte⁶. „Was lesen Sie denn da?“, wurde bei der ärztlichen Visite leutselig gefragt, und wie voraus zu sehen, rief meine Antwort freundlich ironisches Kopfschütteln hervor und die Bemerkung: „Sachen gibt’s!“.

Die neuen Formen der Religiosität

Wir verstehen nun auch, warum uns der Hinweis, mit dem auch Bischöfe heute einen verhaltenen Optimismus pflegen, wenig zu trösten vermag. Auch wenn, so wird uns immer wieder versichert, die Bindung an die Kirche abnehme, so sei doch das religiöse Interesse in der Gegenwart unverkennbar, ja eher noch im Wachsen begriffen! Doch bedauerlicherweise hat dieses Interesse mit dem Glauben als festem Für-wahr-Halten und dem Einsatz für die Wahrheit als einer objektiven Instanz wenig zu tun; ja es ist ihm in den esoterischen Zirkeln, in denen es gepflegt wird, genau entgegengesetzt. Treffend beschreibt der schon erwähnte Großbörling die narzistische Konzentration auf das eigene Ich und die Selbsterfahrung, in der diese Strömungen den Zugang zur Religion oder besser gesagt zu einem religiösen Erleben finden, das mit dem der eigenen Gefühlswelt identisch ist. „Zum Ausgangspunkt von Religion avancieren das eigene Selbst und die subjektive Erfahrung. Transzendenzerfahrung richtet sich nicht mehr vorrangig auf ein Außen, sondern geht zunehmend vom Individuum aus.“⁷ Der Zugang zur Transzendenz – darin besteht der unaufhebbare Widerspruch all dieser vom Modernismus heimgesuchten Schwarmgeister – wird nun nicht mehr über den Intellekt und Willen gesucht, sondern in der reinen Immanenz des Gefühls, also jener positiven emotionalen Zustände, die sich selbst genug sind. Es ist dies das Ende einer Entwicklung, die wir in diesen Spalten oft genug beklagt haben. Die Liebe, die für die Scholastik selbstverständlich ein Willensakt war, mutiert nicht zufällig im Zeitalter der alles erklärenden Psychologie in einen bloßen Gefühlszustand und darüber hinaus wird das Gefühl nun zur dritten Kraft in unserem Seelenleben, auf die nun alles ankommt.

Die Antwort der Kirche

So ist es einfach notwendig, eine gültige Antwort auf die Frage zu finden, wie sich die eskalierende Los-von-Gott-Bewegung mit unserer These von der Unmöglichkeit verträgt, das Schicksal der Kirche von historischer Warte aus oder soziologisch zu prognostizieren. Auf diese Frage haben wir schon eine Teilantwort mit dem Hinweis auf die zahllosen Bekenner gegeben, die der Kirche immer wieder geschenkt worden sind und auf die Gnade, die sich jeder Berechnung entzieht. Und diese Antwort können wir jetzt präzisieren. Die Abkehr vom Glauben, der Agnostizismus und Liberalismus, die so tiefe und scheinbar unauslöschliche Züge in das geistige Antlitz der Neuzeit eingegraben haben, der aggressive Laizismus, die Kirchenverfolgungen, die seit der Zeit, da die Jakobiner ganze Landstriche der katholischen Vendée entvölkerten, nie aufgehört haben: all diese Stürme haben der katholischen Kirche nicht geschadet, sondern sie ist ganz im Gegenteil aus ihnen selbstbewußter und stärker hervorgegangen, um ihrer Aufgabe, Stadt auf dem Berge und Licht, das man nicht unter den Scheffel stellen darf, besser gerecht zu werden. Was sie an äußerem Einfluß verlor, hat sie an innerer Geschlossenheit gewonnen.

Die durch *Matteo Liberatore SJ* u.a. angestoßene Neuscholastik, die durch *Leo XIII.* und seine Enzyklika „*Aeterni Patris*“ ihre feierliche Sanktion erhielt, leitete den beispiellosen Aufschwung einer Theologie und Philosophie ein, die mit ihren präzisen Fragestellungen sicher überzeugender war als so vieles heutige uferlose Gerede. Der Kirche wurden in diesen Stürmen

⁵ MARTIN HEIDEGGER, *Nietzsche*. 2 Bde. Pfullingen 1961.

⁶ NIKOLAUS WICKI, *Die Lehre von der himmlischen Seligkeit in der mittelalterlichen Scholastik von Petrus Lombardus bis Thomas von Aquin* (Studia Friburgensia. Neue Folge 9) Freiburg (Schweiz) 1954

⁷ GROßBÖRLING, ebd., S. 194.

viele heilige und überragende Papstgestalten geschenkt. Mit dem Glaubenssatz von der Unfehlbarkeit des Papstes wurde einer heillos verwirrten Zeit genau im rechten Augenblick vor Augen gestellt, dass hier in der Kirche und am Sitz des Statthalters Christi der Ort und die Stätte der Wahrheit ist. Die Andachtsformen, welche die Aufklärung so sehr bekämpft hatte, wurden nun machtvoll gefördert und ergriffen die ganze katholische Christenheit. Das gilt vor allem von der Herz-Jesu-Verehrung⁸ und der Verehrung der allerseligsten Jungfrau, die durch die Verkündigung der Glaubenswahrheit von der *Immaculata Conceptio* 1854, die Erscheinungen der Gottesmutter in Lourdes 1858 sowie in Fatima 1917 und die Dogmatisierung ihrer leiblichen Aufnahme in den Himmel am 1. November 1950 machtvoll gefördert wurde⁹.

Wir müssen es uns hier versagen, auf alle Momente einzugehen, in denen sich die Lebenskraft der Kirche seit der Aufklärung und dem Klostersturm zu Beginn des 19. Jahrhunderts in neuer Unverwüstlichkeit präsentierte: die „Katholische Aktion“, die nach dem Willen Pius XI. „Teilnahme der Laien am hierarchischen Apostolat der Kirche“ sein sollte, den „Volkverein für das katholische Deutschland“, der seit 1890 eine so enorme Breitenwirkung in der Hinführung zur katholischen Soziallehre entfaltete und schließlich das katholische Zentrum, das schon im Kaiserreich und dann erst recht in der Weimarer Republik zum Zünglein an der Waage wurde. Man sieht also, wie der Aufschwung des katholischen Lebens und die Festigung der Kirche sozusagen die Kontrastfolie zu der Bewegung gewesen ist, welche die Aufklärung losgetreten hat und dass sich schon aus diesem Grunde keine unilateralen Voraussagen über die künftige Entwicklung und das Schicksal der Kirche machen lassen. Schon immer ist es so gewesen, dass die Kirche aus großen Krisen wie etwa der Reformation nicht geschwächt, sondern gestärkt hervorgegangen ist. Man denke nur an das Tridentinum und die große Zeit der Gegenreformation und des Barock-Katholizismus. Ob die jetzige Krise, welche die Kirche m. E. viel härter trifft als alle vorangegangenen Angriffe in der Neuzeit, weil sie als Glaubenskrise von innen kommt, endlich auch zu einer neuen Geschlossenheit und Festigung führt, bleibt abzuwarten.

Die bleibende Offenheit für Gott

Doch nicht nur die Theologie und der Blick auf die Geschichte der Kirche können uns zeigen, dass Prognosen der künftigen Entwicklung des kirchlichen Lebens immer eine mißliche Sache sind. Das zeigen uns auch philosophische Überlegungen, die von der klassischen Auffassung des Menschen als *animal rationale*, als geist- oder vernunftbegabtes Sinneswesen ausgehen. Denn aus ihnen folgt auch schon, dass er wesentlich und nicht nur in einer bestimmten Epoche ein kontemplatives Wesen ist. Dieser kontemplative Charakter ist in der Offenheit seines Erkenntnisvermögens begründet, wie sie schon Aristoteles so eindringlich beschrieben hat, wenn er sagt, dass unser Verstand ein leeres, unbeschriebenes Blatt ist, auf dem zunächst nichts verzeichnet ist. Doch ist diese Offenheit keine bloße passive Empfangsbereitschaft, sondern, wie sie Scheler in Abgrenzung von der tierischen „Intelligenz“ definiert, „existentielle Entbundenheit vom Organischen, Freiheit, Ablösbarkeit von dem Bann, von dem Druck, von der Abhängigkeit vom Organischen“¹⁰, um sich so für das Andere, die Dinge, wie sie in sich selbst sind, zu öffnen und zu engagieren. Was der Pragmatismus unserer Tage völlig aus den Augen verloren hat, ist genau diese Fähigkeit, auf der die Möglichkeit aller Kontemplation beruht, sich ekstatisch für das Andere um seiner selbst willen zu interessieren und für die innere Bedeutung, die es in sich selbst besitzt: auch wenn es für uns und die sogenannte „Praxis“ zunächst keine solche hat.

Darauf beruht auch die Fähigkeit zur Begeisterung und zur Liebe, die nur die natürliche Konsequenz dieser geistigen Offenheit ist¹¹.

Auf ihr beruht auch die Fähigkeit, sich selbst in den Blick zu nehmen und so die eigenen Voreingenommenheiten, Vorurteile und Ideologien zu entlarven. Daran scheitern alle Versuche – auch der Versuch Heideggers –, den Menschen auf seine eigene geschichtliche Einbettung oder gesellschaftliche Herkunft festzulegen. Indem er kritisch auf sie reflektiert und sie – eben als Bedingtheit erkennt – kann er sich immer schon über sie erheben¹². *Mutatis mutandis* ist das derselbe Grund, warum wir den psychologischen Analytischen, die in der westlichen Welt so oft die Beichtväter ersetzen, mißtrauen. Wir brauchen sie nicht, um mit uns selbst zu Rate zu gehen und Gewissenserforschung zu treiben. Wenn sie uns mit Prognosen über unser kommendes Schicksal kommen, so setzen wir die Freiheit des Willens dagegen.

Die Sehnsucht nach letzter Erfüllung

Vor allem aber wäre gegen die zahlreichen Unglücksprophezen, die das Christentum heute schon an seiner Endstation angekommen wähnen, auf die tiefe Wahrheit von der *anima naturaliter christiana* zu verweisen: auch wenn mit ihr heute so viel Mißbrauch getrieben wird und sie absichtsvoll zum „anonymen Christentum aller Menschen“ stilisiert wird. Was wirklich mit ihr gemeint ist, haben wir im Juli-August-Heft von „Theologisches“ zu zeigen versucht. Aufgrund seiner grenzenlosen Offenheit und der in ihr begründeten Bereitschaft, in allem Schönen und Guten aufzugehen, hat der Mensch eine tiefe Sehnsucht nach der Anschauung Gottes als der unendlichen Fülle und dem Inbegriff dieser Herrlichkeit: auch wenn er auf eine solche Anschauung keinen Anspruch hat und sie aus eigener Kraft nicht erreichen kann. Es mag sein, dass diese Sehnsucht verschüttet werden kann, doch ausgelöscht werden kann sie nicht.

Eine letztgültige Theologie der Geschichte, die uns die Krisen und Wechselfälle im Leben der Kirche noch tiefer begreifen läßt, müßte sich am hl. Augustinus und seiner grandiosen Vision der Weltgeschichte als Kampf Satans gegen Christus orientieren. Oder tiefer noch an der Geheimen Offenbarung, die uns zeigt, dass es stets und vor allem auch dämonische Kräfte sind, die den Dienern Jesu und Marias nach dem Leben trachten. Erst eine solche Betrachtung mag uns die Antwort auf die Frage errahnen lassen, die den verstorbenen Herausgeber von THEOLOGISCHES *Johannes Bökmann* so sehr beschäftigte: „Woher der Hass, der nie aufgehörnde und furchtbare Hass gegen die Kirche Gottes?“¹³.

Walter Hoeres

Schönbornstr. 47, 60431 Frankfurt a.M.

⁸ Vgl. dazu FERDINAND HOLBÖCK, *Ausblick zum Durchbohrten*, Stein am Rhein-Salzburg 1990.

⁹ Vgl. dazu FERDINAND HOLBÖCK, *Geführt vom Maria. Marianische Heilige aus allen Jahrhunderten der Kirchengeschichte*. Stein am Rhein 1987.

¹⁰ MAX SCHELER, *Die Stellung des Menschen im Kosmos*. Bern und München 8. Aufl. 1975 S. 38.

¹¹ Vgl. dazu vom Verf.: *Offenheit und Distanz. Grundzüge einer phänomenologischen Anthropologie*, Berlin 1993.

¹² Vgl. dazu vom Verf.: *Totale Reflexivität. Schädelbachs Deutung der Aufklärung*. In: Theologisches Juli-Aug. 2010.

¹³ Vgl. dazu vom Verf.: *Woher der Haß? Neue und alte antiklerikale Affekte*. In: THEOLOGISCHES Mai / Juni 2010.

BUCHVORSTELLUNGEN



WOLFGANG SCIESINSKI

Zeuge des Glaubens. 37 Jahre in der DDR-Diktatur

St. Benno Verlag, Leipzig 2012
288 Seiten, ISBN 978-3-7462-3664-3
Preis: 12,95 EUR

Das vorliegende Buch beginnt mit einem Geleitwort von *Joaquim Kardinal Meisner*, Erzbischof von Köln, und einem Grußwort von *Rainer Maria Kardinal Woelki*, Erzbischof von Berlin. Es schildert mit vielen lebendigen und interessanten Einzelheiten den Weg eines Seelsorgers in einer bedrückenden Diasporasituation der grauen Umwelt der sozialistischen DDR, der ganz selbstverständlich die Treue zu seinem priesterlichen Auftrag, dem zerstreuten Volk Gottes ein guter Hirt zu sein, und die ungebrochene Liebe zu Jesus Christus aufrechterhalten hat. Alltägliche und nichtalltägliche Begegnungen, die kleinen und großen Schikanen der DDR-Behörden sind interessant und anschaulich dargestellt.

Der Autor, geb. am 13.4. 1933 in Danzig, erzählt von dem Terror der Nationalsozialisten nach dem Einmarsch in Danzig, den Kriegereignissen in Berlin-Spandau und den langen Jahren der Beeinträchtigung des kirchlichen Lebens in der DDR. Er wirkte als Seelsorger in Wittenberge, Fürstenwalde, Luckenwalde, Nauen und im St. Hedwigs-Krankenhaus.

Das Leben unter kommunistischer Herrschaft ist heute auch für viele Bewohner Ostdeutschlands ganz vergessen, ja unvorstellbar geworden. Das Interesse richtet sich ja meist allzu oberflächlich auf je neue aktuelle Events. Seinerzeit war übrigens das hässliche Gesicht von gewaltsamer Manipulation und Desinformation deutlicher zu erkennen als derzeit – jedenfalls, wenn man als Christ leben wollte.

Trotz aller Wechselfälle, seelsorglicher Schwierigkeiten und politischer Auseinandersetzungen kann der Autor sein Buch mit Lob und Dank für Gott beschließen, der auch in unserer Ohnmacht und Schwäche Großes wirken kann.

Das Werk enthält begrüßenswerterweise auch ein Personenregister und nützliche Quellenverweise. Empfehlenswert nicht nur für diejenigen, die aus eigener Erfahrung das Leben in der DDR kennengelernt haben.

Prof. Dr. Johannes Stöhr
Humboldtstr. 44
50676 Köln

FELIZITAS KÜBLE

Zur Causa Kardinal Groër: Eine präzise Analyse „unheiliger Allianzen“ im Spannungsfeld von Kirche, Medien und Politik

Gabriele Waste

Hans Hermann Kardinal Groër. Realität und Mythos

Verlag Kardinal-von-Galen-Kreis e.V., (Stadtlohn) 2013
Herstellung: Books on Demand, Norderstedt
200 Seiten, ISBN 978-3-9812187-8-7, 15,50 €

Der Kardinal-von-Galen-Kreis als Herausgeber dieses brisanten und tiefeschürfenden Sachbuchs bringt jene langanhaltende Medienschlammeschlacht gegen Erzbischof Hans Hermann Groër Mitte der 90er Jahre einleitend auf den Punkt:

„Eine unheilige Allianz, eine konzertierte Aktion von Sensationsmedien in Zusammenarbeit mit kirchlichen Würdenträgern hat im Jahre 1995 – und erneut 1998 – eine Kampagne mit dem Ziel des Sturzes des Wiener Erzbischofs Hans Hermann Kardinal Groër initiiert. Der Vorwurf: Sexueller Missbrauch von Kindern und Schutzbefohlenen.

Wie es wirklich war und wer die Verantwortlichen hinter der Kampagne waren, ist mit Hilfe einer akribischen Analyse dama-

liger Presseveröffentlichungen gelungen, herauszufinden. Wird Kardinal Groër jetzt rehabilitiert?“

Dr. Gabriele Waste, die Verfasserin dieser fundierten Verteidigungsschrift für Kardinal Groër, ist promovierte Philologin und Kommunikationswissenschaftlerin, die sich bereits mit ihrem umfangreich recherchierten Buch „Der Wahrheit die Ehre“ zur Causa Bischof Krenn geäußert hat. Dieses ebenfalls brisante Werk der österreichischen Autorin erscheint zehn Jahre nach dem Tod des Wiener Erzbischofs; es beleuchtet präzise und gestochen scharfsinnig den raffiniert angelegten Vernichtungsfeldzug gegen den papst- und kirchentreuen Oberhirten von Wien, wobei jene Großintrige von kirchlich interessierter Seite zugleich für eigene „Reform“-Zwecke instrumentalisiert wurde. Die sorgsam eingefädelte Kampagne fand ohnehin nicht im luftleeren Raum statt, sondern in einer Phase der innerkirchlichen Destabilisierung; diese wurde durch jene zeitgeistbeflissenen Zersetzungs- und Auflösungserscheinungen in der Alpenrepublik verursacht, die vor allem in der „liberalen“ Ära des Wiener Erzbischofs Dr. Franz König entstanden sind.

Dabei wurde nicht einmal gegen die fatale Einführung der Fristentötung durch die sozialistische Kreisky-Regierung ein klarer kirchlicher Widerstandskurs gefahren. Bereits am 29. November 1973 wurde die Abtreibung weitgehend legalisiert bzw. die sog. „Fristenlösung“ vom österreichischen Nationalrat relativ knapp mit 93 SPÖ-Stimmen gegen 88 Nein-Stimmen von ÖVP und FPÖ verabschiedet. Der österreichische Episkopat mit Kardinal König an der Spitze hatte sich mit diesem Unrechtsgesetz offenbar zunehmend abgefunden.

Thriller in Romanform gibt es viele, doch dieses Buch von Dr. Gabriele Waste handelt von einem realen Kirchenkrimi, vor allem von Kardinal Groër, der des sexuellen Mißbrauchs beschuldigt und dabei vom österreichischen Episkopat – mit Ausnahme seines damaligen Weihbischofs Dr. Kurt Krenn – feige im Stich gelassen wurde. Dabei spielte es eine wesentliche Rolle, daß der neue Wiener Erzbischof den unter Kardinal König forcierten Linkskurs und die unterschwelligten Los-von-Rom-Bestrebungen nicht mitmachte, sondern unbeirrbar einen theologisch eher konservativen und pastoral bewährten Weg der Mitte ging.

Medienwissenschaftliche Durchleuchtung von Rufmord-Kampagnen

Die Verfasserin bietet hierbei detaillierte Recherche-Ergebnisse, nennt Roß und Reiter und belegt präzise ihre stringenten Ausführungen über jene unfaire Treibjagd der 90er Jahre, die mehrfach in den österreichischen Medien aufflammte. Die Analyse eignet sich über das konkrete Thema hinaus als medienwissenschaftliche Durchleuchtung der Strukturen antikirchlicher Feldzüge; sie schärft den Blick für ähnliche, gezielt gesteuerte Rufmord-Kampagnen in Kirche und Politik, wie sie immer wieder stattfinden. Darüber hinaus wirft die Untersuchung ein erhellen-des Schlaglicht auf die kirchliche und politische Situation in Österreich und ihre Hintergründe – und zwar keineswegs begrenzt auf die 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Dr. Waste befaßte sich mit der durch den amerikanischen Soziologen *Leon Festinger* weiterentwickelten Theorie der „kognitiven Dissonanz“ und konnte u.a. auch auf diesem Weg das formal-methodische Rüstzeug gewinnen, um den „Fall Groer“ wissenschaftlich zu analysieren. Die gelungene Kombination von Sachbuch und Streitschrift belegt einleuchtend, daß der verleumdete Kardinal ein Opfer des Beichtgeheimnisses war – und sich vor allem deshalb gegen die rufmörderischen Anschuldigungen nicht wirksam zu wehren vermochte. Das für alle katholischen Priester absolut geltende Beichtsigel verschloß ihm gleichsam den Mund, so dass er es bei einer allgemeinen Zurückweisung der Vorwürfe belassen mußte. Dies wiederum rief seine Gegner (auch innerkirchliche einschließlich Kardinal Schönborn) auf den Plan, die den angegriffenen Erzbischof zu weiteren „Erklärungen“ drängten, obwohl ihnen dessen Beichtgeheimnis-Dilemma bekannt sein mußte, zumal dieser Aspekt in der öffentlichen Debatte durchaus eine Rolle spielte. Außerdem war der Bischof auf diesem Feld bereits früher unseriös attackiert worden, nämlich im Rahmen der sog. „Basta-Affäre“ vom September 1986: eine Journalistin hatte beim designierten Erzbischof Groer eine Beichte simuliert und dabei versteckt ein Tonband mitlaufen lassen; das Beichtgespräch wurde in der Zeitschrift „Basta“ (Nr.9/86) veröffentlicht. Schon damals wurde also unfair getrickst, um den konservativen Kirchenmann durch zu diffamieren.

Dr. Gabriele Waste weist systematisch nach, dass die erhobenen Vorwürfe gegen Groer unbewiesen waren und sind, denn es gab und gibt weder Zeugen noch Sachbeweise, auch nicht hinsichtlich des Hauptanklägers *Josef Hartmann*. Selbst die linksorientierte österreichische Illustrierte „News“ räumte diesen

entscheidenden Sachverhalt am 30. März 1995 ein: „*Einen Zeugen für einen tatsächlichen sexuellen Missbrauch von Hartmann durch Groër gibt es nach dem derzeitigen Stand der Informationen nicht.*“

Folglich gilt die rechtsstaatlich gebotene Unschuldvermutung – und zwar unabhängig von der Frage, ob der attackierte Kardinal allgemein in seinem Auftreten und einigen seinen Entscheidungen mehr Führungsstärke und Durchsetzungskraft hätte zeigen sollen. Das steht auf einem andern Blatt. Nicht allen charakterlich soliden Persönlichkeiten werden diese Gaben in die Wiege gelegt, die sich aber in manch harten Zeiten als „notwendig“ – nämlich die Notwendig – erweisen.

Ankläger sind keine Zeugen

In öffentlichen Kampagnen und Debatten findet nicht selten eine bedenkliche Begriffsverwirrung statt, beispielsweise wenn Ankläger als „Zeugen“ bezeichnet werden, obwohl es sich allenfalls um mutmaßliche Betroffene handelt, nicht jedoch um Augen- und Ohrenzeugen. Es kann auch nicht ernsthaft von „Zeugenschaft“ die Rede sein, wenn jemand Gerüchte weitergibt oder lediglich vom Hörensagen berichtet. Dr. Gabriele Waste befaßt sich in ihrem Sachbuch nicht allein mit dem allseits bekannten Hauptankläger Josef Hartmann und dessen zahlreichen Widersprüchen und Ungereimtheiten, die sie mit exakten Belegen auflistet, sondern auch mit weiteren Personen, darunter einigen Ex-Mönchen, die Kardinal Groër – teils anonym, teils namentlich – öffentlich mit ihren Vorwürfen konfrontiert hatten.

Es handelt sich bei jenen Anschuldigungen der aus dem Stift Göttweig ausgetretenen Patres und Fratres um die sog. „Göttweiger Revolte“; diese führte zu einer Apostolischen Visitation im Jahre 1998, weil Abt Lashofer vorgehalten wurde, er habe die (vermeintlichen) Verfehlungen Groërs vertuscht und weitere (angebliche) Übergriffe nicht verhindert. Doch der durch diverse „Enthüllungsberichte“ in die Enge getriebene Abt, der jene vatikanische Visitation unter dem Druck der Vorwürfe selber beantragt hatte, ging aus der Untersuchung des Hl. Stuhls völlig gerechtfertigt hervor – und damit indirekt auch der Wiener Erzbischof selbst. Der Ergebnisbericht der Apostolischen Visitation vom 7. April 1998 würdigt ausdrücklich die Amtsführung von Abt Lashofer. Der Präfekt der römischen Religiosenkongregation spricht dem Abt ausdrücklich das Vertrauen aus, auch hinsichtlich seiner Fähigkeit, die infolge der „Revolte“ entstandenen Probleme im Konvent zu lösen. (*Näheres hierzu im Waste-Buch auf den Seiten 36 bis 41*).

Auch die Ankläger jener „Göttweiger Revolte“ von 1997/1998 konnten durchaus keine Augen- und Ohrenzeugen aufweisen, wie die Verfasserin seitenlang ausführt (ab S. 34 ff.). Diese Klarstellung bezieht sie ausdrücklich auch auf „Das Buch Groër“ von *Hubertus Czernin*, dem Chefredakteur und Herausgeber des linksorientierten Magazins „Profil“ zur Zeit der ersten Anti-Groër-Kampagne 1995, das sie mehrfach erwähnt und zitiert bzw. widerlegt. In ihrem scharfsinnigen und akribischen Vorgehen bei der Sichtung, Einordnung und Wertung aller ihr zugänglichen Veröffentlichungen gelangt die Autorin zu erschütternden Ergebnissen, enthüllt sie doch jene Schlammschlacht gegen den theologisch konservativen Wiener Erzbischof als eine modernistisch motivierte, letzten Endes innerkirchliche Großintrige unter lautstarker Begleitmusik diverser Sensationsmedien und politischer Akteure – wahrlich eine unheilige Allianz!

Die Causa Böck steckt im Detail

Dabei sind manche scheinbar nebensächlichen Details besonders vielsagend, so z.B. die durch Kardinal Groër im Jahr

1992 verfügte Entlassung eines Wirtschaftsprüfers, der seit 1974 der Freimaurerei angehörte. Diese Maßnahme geschah bereits in der ersten Phase seines bischöflichen Wirkens, bevor die „Mißbrauchskampagne“ losgetreten wurde. So heißt es auf S. 24 des Waste-Buches hierzu: „Groers ‚entscheidende Amtshandlung‘ bestand aber sicherlich darin, bereits zu Beginn seiner Amtszeit den obersten Finanzkontrolleur der Kirche Österreichs wegen seiner Zugehörigkeit zur Loge zu entlassen, ‚vielleicht der größte Fehler Groers, letztlich doch aber das Beste, was er jemals tat‘.“

In der dazugehörigen Fußnote Nr. 50 wird ergänzend darauf hingewiesen, daß es sich bei jenem Wirtschaftsprüfer um *Josef Böck* handelt, einen Hochgradfreimaurer der Loge Carnuntum. Offenbar wußte Kardinal König von der Logenmitgliedschaft Böcks, wie in einer Sondernummer der österreichischen Zeitschrift „Der 13.“ bemerkt wird. Von der Entlassung des Wirtschaftsprüfers sei „nichts in die Öffentlichkeit“ gelangt, schrieb die erwähnte, von Dr. Waste zitierte Publikation am 26.8.2004 – und fügte hinzu: „Der Schlag gegen die Loge war kurz und hart.“ – und sie blieb offenbar nicht ohne Langzeitfolgen.

Zu bedenken ist außerdem folgender Sachverhalt: Papst *Johannes Paul II.* verlängerte die Amtszeit des Wiener Erzbischofs, nachdem dieser – den kirchenrechtlichen Vorschriften entsprechend – zu seinem 75. Geburtstag am 13. Oktober 1994 seinen Rücktritt eingereicht hatte. Hierzu schreibt die Autorin:

„Diese päpstliche Entscheidung musste selbstverständlich jenen Kreisen missfallen, die in diesem Augenblick auf eine Wiederbelebung des seinerzeit unter Kardinal König eingeschlagenen Kurses hofften. Vor diesem Hintergrund ist die weltweite Medienkampagne gegen Kardinal Groer zu sehen, die ein halbes Jahr nach diesem päpstlichen Entscheid ihren Anfang nahm.“ (S.25)

Die übersichtliche Struktur des Buches und die stringente Argumentation der Autorin werden ergänzt durch aufschlußreiche Dokumente sowie eine Zeittafel der Ereignisse. Die Fußnoten auf den jeweiligen Seiten untermauern mit erhellenden Zusatzinfos die glasklare Beweisführung. Das Literaturverzeichnis regt zu einem vertieften Studium diese Themenkreise an. Bei einer weiteren Auflage wäre ein Stichwortverzeichnis bzw. Personen- und Sachregister ratsam, um das faktenstarke Buch gezielter als Nachschlagewerk nutzen zu können. Zudem empfiehlt sich bei besonders wichtigen Anmerkungen, diese zumindest teilweise in den laufenden Buchtext zu integrieren, weil sich nicht alle Leser um die Fußnoten bzw. das „Kleingedruckte“ kümmern.

Felizitas Küble
Schlesienstr. 32, 48167 Münster



RICHARD NIEDERMEIER
**Die Geschichte der Kirche.
2000 bewegte Jahre.**

3 Bände, MM-Verlag Aachen,
Aachen 2012-2013
ISBN 978-3-942698-03-0, gebunden
223 S. (Bd. I), 351 S. (Bd. II), 408 S.
(Bd. III), Euro 60.- (als Paket)

Die vorliegende dreibändige Kirchengeschichte füllt eine Lücke. Bis in die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts war es üblich, dass eine Darstellung der Kirchengeschichte zum festen Bestand einer Hausbibliothek gehörte. Viele Verlage boten solche Überblicke an, so z.B. der Verlag der Buchgemeinde in Bonn unter dem Titel „Die Katholische Kirche im Wandel der Zeiten und Völker“. Kirchenkritiker aller Farben haben es ja immer auf die Geschichte der Kirche abgesehen, sie sei ein einziger Skandal und ein andauernder Abfall von den Idealen des Urchristentums. Kirchengeschichtsbücher verstanden sich deswegen auch immer als Apologien der Kirche im Allgemeinen. Vor dem I. Weltkrieg (1914-1918) veröffentlichte *Theodor Deimel* eine „Kirchengeschichtliche Apologie“ (Freiburg 1910); er stellt die Kirchengeschichte dar anhand der großen Geschichtswerke, und aus diesen Zitaten entsteht eine Verteidigung der Kirche.

Auch das dreibändige Werk Ns. trägt einen apologetischen Charakter. So stellt er öfter einen Vorwurf eines Kirchenkritikers an den Beginn eines Abschnitts – und wiederlegt diesen dann. Das tut er etwa in II, 53, wenn er Karl den Großen gegen die Aussage des nationalsozialistischen Vordenkers *Alfred Rosenberg*, dieser sei ein „Sachsenschlächter“ gewesen, in Schutz nimmt. Ähnliches findet sich auch in III, 294 – hier setzt sich N. mit *Karlheinz Deschner* bezüglich dessen Verunglimpfungen Pius XII. auseinander.

N. wählt eine Periodisierung, die heute so nicht mehr allgemein anerkannt ist. Er klammert sich an die Reihenfolge „Von der Gründung bis zur Reichskirche“ (Bd. I), „Mittelalter und Renaissance“ (Bd. II) und „Von der Reformation bis zur Gegenwart“ (Bd. III). Das ergibt nicht wenige Probleme. Er übergeht das, was *Joseph Lortz* die „Ursachen der Reformation“ genannt hat – stattdessen folgt Luther gleich nach dem Kapitel über die Päpste der Renaissancezeit (II, 311 ff.). Damit wird auch der Blick verstellt für eine differenzierte Sicht auf die Begriffe „Kath. Reform“ und „Reformation“. Der Leser erfährt nichts über die vielen „Rinnsale“ (*Hubert Jedin*) der katholischen Reform, die schon vor Luther reichlich flossen und 1534 das Papsttum erreicht haben. Die Kirche am Ausgang des Mittelalters war nicht eine Deformation – von hier aus wäre es gut gewesen, den fragwürdigen Begriff „Reformation“ nicht so unkritisch zu verwenden.

Man darf in diesem Zusammenhang an Worte des Spalters Luther erinnern: „Im Papsttum war jedermann barmherzig und milde, da gab man mit beiden Händen fröhlich und mit großer Andacht, da schneite es mit Almosen Stiften und Testamenten, unsere Eltern und Vorfahren, Herren und Könige, Fürsten und andere gaben reichlich und mildiglich, auch zum Überfluss zu Kirchen, Pfarren, Schulen, Stiften, Spitalen“ (Deimel 232). Probleme mit der Periodisierung ergeben sich auch durch öftere Vorgriffe in die Zukunft. Über die Ostkirche erfährt der Leser etwas in II, 139-144. Dort wird das Schisma von 1054 mit der Zeit nach dem Konzil und mit Papst Paul VI. verknüpft. Die Ritterorden des Mittelalters werden in ihrer Geschichte bis ins 19. Jahrhundert verfolgt (II, 204 ff.); das gilt auch bezüglich des Konziliarismus (II, 298). Erstaunt ist man, wenn im Abschnitt über den Islam (II, 217) auch über die kommunistischen Staaten der Neuzeit gesprochen wird, und im 20. Jahrhundert diese anti-personalistischen Diktaturen mit ihrer blutigen Kirchenpolitik nicht zur Sprache kommen.

N. kann sich nicht immer leicht polemische Bemerkungen verkneifen, wenn er z.B. *Rudolf Bultmann* (1884-1976) mit den Katharern in Verbindung bringt (II, 182) oder die Bewegung „Kirche von unten“ mit dem Konziliarismus vergleicht (II, 298). Überhaupt eignet dem Werk an manchen Stellen eine Härte des

Urteils, die mit der Darstellung von Kirchengeschichte kaum vereinbar ist. So muss sich ausgerechnet *Karl der Große* den Vorwurf der Heuchelei gefallen lassen wegen seiner Nebenfrauen (II, 53). Tatsache ist, dass erst *Leo X.* auf dem Laterankonzil 1516 gegen den „concupinatus perpetuus“ Stellung bezogen hat, und es gab von Seiten der Kirche bis zum Trienter Konzil eine Duldung von Ehen ohne kirchlichen Segen. Karl hat sich ans Recht gehalten – der „Heuchelei“ kann man ihn nicht anklagen; eher kann man beanstanden, dass er – wie viele seiner Zeitgenossen – in diesem Punkt nicht die hohe Würde der Frau erkannt hat. Deswegen ist Karl denn auch als Ortsheiliger zu verehren – seine Verehrung ist auch nicht umstritten (II, 149), und niemand denkt daran, seine Verehrung auf die ganze Kirche auszudehnen.

Befremdlich erscheint es dem kritischen Leser, dass Karl der Große so schlecht wekommt – in einem in der Kaiserstadt Aachen erschienenem Buch – und die Eskapaden Luthers bezüglich der Bigamie *Philipps von Hessen* übergangen werden. Der hessische Landesherr wird in III, 60, 65 und 53 erwähnt, aber verschwiegen ist dessen Bigamie von 1540, die Luther und seine Theologen erlaubten, die sogar noch auf der „Hochzeit“ anwesend waren.

Man reibt sich auch die Augen, wenn es II, 92 heißt, *Papst Sergius III.* könne der leibliche Vater von Johannes XI. gewesen sein – dieser hatte hingegen Marozia als Mutter und Alberich I. als Vater. Hingegen gut ist es, dass N. gründlich zur Papstfabel einer angeblichen „Päpstin“ Johanna Stellung nimmt (II, 82-84). Aber nicht nur im Mittelalter sind solche „Fälle“ zu beklagen, deren moralische Bewertung sehr schwierig sind – aber das ist auch nicht die Aufgabe eines Historikers. So wird im Abschnitt über die Französische Revolution *Bischof Talleyrand* der „Inbegriff eines verkommenen Bischofs“ (III, 179) genannt. Man müsste aber hinzufügen, dass man ihn ins Seminar gezwungen hatte wegen einer körperlichen Behinderung, so dass seine Weihen wahrscheinlich ungültig waren. Die Kirchengeschichte ist nicht das Feld von Empörungen, sondern sie stellt dar; Licht und Schatten sind nicht zu trennen.

Die drei Bände könnten an vielen Stellen verschlankt werden, so werden des Öfteren lange Referate eingefügt. Der Syllabus des sel. *Pius IX.* wird in III, 243-248 langatmig referiert; dafür übergeht N. den Modernismus und den hl. Papst Pius X., und dessen Verhältnis zum 1. Weltkrieg wird zu breit geschildert (III, 294-300). Ähnliches gilt auch für die Soziale Frage im 19. Jahrhundert (III, 271-288). Der sel. *Adolf Kolping* wird nur eben erwähnt. Die *Scholastik* (II, 235-244) wird beschrieben, aber die großartigen Kathedralen, die aus deren Geist heraus entstanden sind, werden kaum erwähnt. Dabei ist die christliche Kunst doch die beste Apologie für die Kirche – sieht man einmal von den Heiligen ab. Es fällt auf, dass der Begriff „heilig“ nicht immer genannt wird. Ausflüge in die Geschichte der Heiligen sind viel zu kurz im Vergleich mit anderen Ausführungen, so z.B. wenn es um die Heiligen des 19. Jahrhunderts geht oder um die Bedeutung der Heiligen für die Zeit nach dem Trienter Konzil. Auch müsste eine hl. *Katharina von Siena* deutlicher beschrieben werden (II, 275-276), und die Heiligkeit *Gregors VII.* kommt auch nicht zur Sprache.

Im 1. Band geht es mit den Begriffen „Gemeinde“ und „Kirche“ so zu, dass man nicht immer erkennen kann, warum der Begriff der Kirche nicht vorgezogen wird. Historisch ist ja „Gemeinde“ lutherisch konnotiert; ähnliches ist vom Terminus „Abendmahlsstreit“ zu sagen (II, 135ff.). Besser ist allemal: Eucharistiestreit. Zu den besten Passagen der dreibändigen Kirchengeschichte Ns. gehören die Ausführungen über die Kirche in I, 19-28 (Kirchengründung durch Christus) und die Informa-

tionen in III, 362 über die Krise nach dem Vatikanum II (1962-1965).

Eingeschlichen hat sich ein schlimmer Fehler bei der Frage nach der Reform der Liturgie nach dem Konzil. N. ist der Meinung, diese Reform sei „nicht in den Konzilstexten selbst verankert“ (III, 355). Damit schlägt er sich auf die Seite einer kirchenpolitischen Richtung, die erhebliche Schwierigkeiten mit dem Vatikanum II. hat. Was die Reform des Messbuchs angeht, so hat Art. 50 der Liturgiekonstitution festgelegt, dass der Ritus von 1962 überarbeitet werden muss – wie nach dem Trienter Konzil hat diese Arbeit der Hl. Stuhl geleistet.

Das Gesamturteil fällt positiv aus: natürlich ist bei einem so reichlichen Stoff – 2000 Jahre Kirchengeschichte – immer die Auswahl die crux. Ändern sollte man die Periodisierung – man könnte theologische oder christologische Begrifflichkeiten wählen, etwa: Christus geht im Pilgerkleid durch die Geschichte. Positiv ist, dass nun eine Kirchengeschichte vorliegt, die man Journalisten empfehlen kann. Auch in Schülerbüchereien sollte das Werk Ns. nicht fehlen, und die kirchlichen Schulen sollten sich überlegen, ob sie dieses Buch nicht doch auch in Arbeitsgemeinschaften „Kirchengeschichte“ einsetzen könnten. Vielleicht wären auch bei einer Neuauflage Karten oder Bildermaterial beizufügen, dann würden die drei Bände attraktiver.

Pfr. Dr. Joseph Overath
Postfach 11 27
51779 Lindlar

JOHANNES STÖHR
**Exegetische Studien als Anstoß
zu Konversion und Christusliebe**



ERIK M. MØRSTAD
**Jesus allein –
aber Jesus ist nie allein**

Patrimonium-Verlag, Aachen 2012
ins Deutsche übersetzt von seiner
Ehefrau Sophie
206 S., Paperback, Euro 16,95
ISBN 978-3- 86417-006-5

Selbstbiografien von Stars und Politikern sind heute recht modern. Meist strotzen solche Selbstdarstellungen aber von Selbstlob, Selbsttäuschungen, Selbstrechtfertigungen und selbstgerechten beschönigenden Urteilen. In krassem Gegensatz

etwa zu den berühmten Bekenntnissen des heiligen Augustinus, die nichts anderes als ein großartiges Gotteslob darstellen.

Der Konvertit Professor *Erik M. Mørstad* wuchs in Norwegen in einer Pfarrersfamilie auf, erlebte dort die Wirren des Dritten Reiches und danach die Entleerung der lutherischen Staatskirche; er lernte den evolutionistischen Atheismus kennen und lebte im Klima einer liberal-lutherischen Umwelt. Er studierte an der theologischen Fakultät der Universität Oslo (1952-1953), in Göttingen, am päpstlichen Bibelinstitut in Rom und in Uppsala. Als Universitätsstipendiat in Oslo (1958-1963) für Altes Testament durchsuchte er die Werke der Reformatoren nach einer authentischen Glaubensposition und gelangte schließlich als norwegischer evangelisch-lutherischer Theologe, Professor an der Osloer Pädagogischen Hochschule (1966-1994) mit 44 Jahren zur Katholischen Kirche. Dieser sein Weg vom evangelischen Exegeten zur katholischen Kirche ist eindrucksvoll in seinem bekannten Buch dargestellt, das im Jahre 2008 in vierter Auflage erschienen ist¹. U. a. erklärte seinerzeit Kardinal *L. Scheffczyk*: „Den ‚Weg zur katholischen Kirche‘ habe ich wie eine Erleuchtung gelesen und erfahren. Es ist ... eine Wissenschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts“.

Der Verfasser dozierte auch an der Gustav-Siewerth-Akademie; er war u.a. noch Referent bei der 13. Kölner liturgischen Tagung vom 2 bis 4. Dezember 2010 und bei der Tagung des Initiativkreises katholischer Laien und Priester in Osnabrück mit dem Thema: *Dominus Jesus - Notwendige Klarstellung oder unnötige Belastung für die Ökumene?* Er ist nun seit zwei Jahren krebbskrank, und seine Krankheit hat sich zuletzt recht verschlechtert.

In deutscher Sprache ist nun ein weiteres Werk von ihm zugänglich, das auf dem norwegischen Hintergrund des Autors geschrieben, seine Wurzeln in Vorlesungen für seine Studenten in Oslo hat. Dem Thema ist er unter engagierten Lutheranern und seinen Studenten recht oft begegnet.

In einfacher und überzeugender Sprache gelingt es dem Autor, einen Zugang zu der liebenswürdigen Gestalt unseres Erlösers vermitteln, obwohl dies heutzutage aufgrund ideologischer Vorurteile von vielen liberalen Exegeten sehr erschwert worden ist.

Er bleibt in dem übersichtlichen und gut lesbaren Werk ganz nah bei den biblischen Texten, verliert sich aber nicht in philologischen Details und macht auch schwierige Zusammenhänge leichter verständlich. Die immer noch verbreiteten Behauptungen einer Spätdatierung der Evangelien weist er an vielen Stellen überzeugend als unhaltbar zurück (S. 91-104). Die richtige Frühdatierung der Texte lässt ja den Zusammenhang mit dem historischen Jesus, den Aposteln und deren Mitarbeitern besser erkennen und führt dann zur Theologie der konziliaren und katholischen Kirche. Die Spätdatierungen – um 70 n. Chr. und später bis zur Wende des ersten Jahrhunderts – hängen dagegen zusammen mit arianischen und gnostischen Grundhaltungen.

„Wir kommen an der Einsicht nicht vorbei, dass sich die Evangelien als historische und genaue Quellen zu Jesus nicht wegdiskutieren lassen ...“ (S. 183). „Die Evangelien sind viele Jahrzehnte vor der Zerstörung des Tempels am 29. August 70 im Umlauf. Das gilt auch für die Apostelgeschichte des Lukas“ (S. 185) Vom Johannes-Evangelium stellt er fest: „Es gibt keinen stichhaltigen Grund, das Evangelium des Johannes nicht in die Periode der dreißiger bis fünfziger Jahre anzusetzen. Er gibt die Voraussage Jesu über die Ausstoßung seiner Jünger aus der Synagoge wieder, genauso wie bereits Amos, Jeremias, andere Propheten und er selbst bedroht wurden“ (S. 104). Die Ausschließung aus der Synagoge habe schon lange vor einer Ausschließung

der Christen am Ende des ersten Jahrhunderts ihren Sitz im Leben des jüdischen Bekenntnisses gehabt. Jedoch um den historischen Jesus wirklich kennen zu lernen sei – nach Paulus – auch der Blick der Liebe erforderlich (S. 180).

Die hervorragende Stellung des Petrus unter den Zwölf begründet er näherhin: „beim Lesen der vier Evangelien sieht man sofort, dass Jesus eine besondere Erwählung vornimmt, die Erwählung des Fischers Simon Petrus. (S. 162). „Jesus macht Petrus zu einer Person, die eine höher gestellte Aufgabe im Verhältnis zu den anderen Aposteln zu erfüllen hat“ (S. 166).

Ohne unwissenschaftliche Polemik weist Mørstad auch die Positionen Luthers mit entsprechenden Quellenangaben entschieden zurück: „Die Evangelien nach Matthäus, Markus und Lukas fallen, Luther zufolge, als Quellen zu Jesus weg. Aber nicht nur das: die Werke Jesu, die, so Luther, in den drei ersten Evangelien besonders vertreten sind, helfen ihm (Luther) nicht zum Leben, eben weil sie seine *Werke* sind“ (S. 37).

Das Buch enthält einen nützlichen Namensindex; im Literaturverzeichnis sind auch erst kürzlich erschienene Publikationen aufgeführt.

Jesus in unmittelbarem Kontakt mit den biblischen Texten kennen und lieben zu lernen - dazu kann das recht empfehlenswerte Werk von Mørstad auch vielen helfen, die von scheinwissenschaftlichen Einwänden verunsichert sind.

Prof. Dr. Johannes Stöhr
Humboldtstr. 44
50676 Köln

EINIGE WEITERE PUBLIKATIONEN DES AUTORS:

Der Tod und die Erinnerung: eine kulturphilosophische und theologische Auseinandersetzung mit der Erinnerung an Jesus von Nazareth und an den Menschen [überarb. und von Sophie M. E. Mørstad übers. Fassung], (Ad Fontes, Schriften zur Philosophie, hrsg. von T. Guz, Bd. 4), Frankfurt, M.: Lang 2007, 436 S.

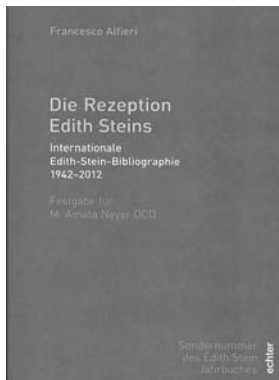
Wenn du der Stimme des Herrn, deines Gottes, gehorchen wirst. Die primären Einführungen zu Dtn. 28, 3-6 u. 16-19 [übers.: Wolf-Dietmar Priemer u. Verf.], Oslo, Forlaget Land og Kirke 1960, 25 S.

»Denn die Werck (unnd wunderthatten Christi) hulfen myr nichts«: *der Bruch Martin Luthers mit dem Naturrecht der Kirche und die Folgen daraus*, in: *Das Naturrecht und Europa*, hrsg. von Tadeusz Guz, Bern, Peter Lang, 2007.

In unserer Zeitschrift erschien eine Rezension: THEOLOGISCHES 41 (März/April 2011) 267-269.

¹ Mørstad, Erik M., *Mein Weg zur katholischen Kirche: Leben, Denken und Konversion eines norwegischen lutherischen Theologen*, Ruppichteroth, Canisius-Werk, 2001, 2006, 2008, 438 S.; Min veit il Den katolske kirke: en norsk evangelisk-luthersk teologs liv og tenkning fremtil opp tagelsen den 26. januar 1974, 3., forøkedeutg. [Langhus]: Spes unica 2002, 546 S.

Ein Video mit einem Interview mit Weihbischof Dr. *Andreas Laun* ist zugänglich in: <http://www.kathtube.de/player.php?id=12795>



FRANCESCO ALFIERI OFM U.A.
**Die Rezeption Edith Steins.
Internationale Edith-Stein-
Bibliographie 1942-2012**
Festgabe für M. Amata Neyer
OCD, Sondernummer des Edith
Stein Jahrbuches

Echter Verlag, Würzburg 2012
513 S., 978-3-429-03519-8
kartoniert EUR 39.80

Im Vorwort schreibt *Ulrich Dobhan*, Provinzial der deutschen Karmeliten, dass das Buch „Die Rezeption Edith Steins“ als Festgabe *Schwester M. Amata Neyer OCD* aus dem Karmelitenkloster zu Köln zu ihrem 90. Geburtstag gewidmet ist. Edith Stein war in den Kölner Karmel 1933 eingetreten. Als Priorin des Kölner Karmel hat Schwester M. Amata die Seligsprechungsfeier in Köln im Jahre 1987 mit vorbereitet dank ihrer Vorarbeit als Archivarin des Konventes. In einem Geleitwort hält *Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz*, Mitbegründerin der Edith-Stein-Gesamt-Ausgabe (ESGA) und eine anerkannte Autorin, eine Lobrede auf Schwester Amata, dass sie das Zeugnis eines denkenden und betenden Lebens der Edith Stein gesammelt hat, und dies in langjähriger intensiver und gründlicher Arbeit (S. 7).

Es folgt in einem weiteren Geleitwort eine Abhandlung „Edith Stein zwischen Husserl und Thomas von Aquin – Phänomenologie und christliche Philosophie“ (S. 11 ff.), von *Angela Ales Bello*, Leiterin der „Römischen Phänomenologenschule“. Sie betont, wie Edith Stein durch ihr Studium des Thomas von Aquin eine Antwort erstrebt, in welcher Weise der Ausschluß der theologischen Dimension in der laizistischen Kultur wieder in eine Verbindung mit ihr zu bringen ist. Das Zusammengehen von intellektueller und religiöser Erfahrung hatte Edith Stein auch bei ihrem Lehrer *Edmund Husserl* nicht kennengelernt. Allerdings lag im Denken Husserls ein Weg dahin offen, so dass das Thema *Fides et Ratio* zu ihrem Kernthema werden konnte (S. 12-14). Dies geschieht, indem sie die letzte und tragende Ratio bzw. den Logos aufsucht, die weiter geht zur übernatürlichen Ratio, letztlich zu Gott. Dabei ist ihr die Intuition als *intus-legere*, in die Dinge hineinlesen, was ihnen wesentlich zukommt, hilfreich. Dies aber öffnet den Geist für den letzten Logos Gottes selbst (S. 23). So treten Fides und Ratio in einen Zusammenhang, so dass Einsichten von der Fides her die Einsichten der Ratio bereichern. Sie steht gerade mit ihrem Werk „Endliches und ewiges Sein“ im geistigen Zusammenhang damaliger Bemühungen von französischen Denkern wie Etienne Gilson und Jacques Maritain. Wichtig wird jedoch die Orientierung an *De Trinitate* von Augustinus, so dass sie Gottes dreifaltiges Leben im Menschen als Körper, Seele und Geist und im Geist von Gedächtnis, Verstand und Wille wiederfindet (S. 28 ff.)

Es können im Denken von Edith Stein demnach drei Phasen festgestellt werden: pragmatisch in der Suche nach Sinn und Wesen, dann philosophisch-theologisch die fruchtbare Ergänzung von Ratio und Fides und schließlich die mystische Erfahrung Gottes in der Seele. Wir können diese Erfahrung auch existentiell nennen, wenn sie vor ihrem Abtransport nach Auschwitz sagt: Jetzt fängt die große Liebe an!

In der Einführung behandelt der Verfasser *Francesco Alfieri OFM* die theoretischen und praktischen Voraussetzungen für die „Edith Stein Forschungsgemeinschaft“ (S. 33-51). Er will ein

Arbeitsinstrument in die Hand geben, das bei der Erforschung von Edith Steins Lehre nützlich ist. Auch er dankt damit Schwester Maria Amata Neyer OCD. Alfieri betont die Gemeinschaft im Forschen, die ergänzend und anregend ist (S. 35). So ist beim Forschen die Wahrheit zu entbergen in Zusammenwohnen von Leib, Seele und Geist (S. 38) im einzelnen Menschen selbst und in der Begegnung mit anderen Menschen. Darin können wir dann achtsam werden auf eine sehr viel tiefere Wirklichkeit, die uns transzendiert. Dabei ist gerade die Forschung in Gemeinschaft tragend und erschließend.

Alfieri bringt auf S. 55-58 eine kurze Biographie Edith Steins. Dann geht er über zu einer weitgehend vollständigen Liste der Schriften von Edith Stein, im Buch von Seite 58- 64. Die Angaben zur ersten deutschen Ausgabe ihrer Schriften (ESW), die auch in anderen Sprachen erfolgte, befinden sich auf S. 64-88. Die Neue „Edith Stein Gesamtausgabe“ (ESGA) folgt auch Seite 88-96. Den größten Teil des Bandes nimmt die Bibliographie von S. 96-508 ein, seit dem Jahre 1919 bis zum Jahr 2012. Sie enthält die erstaunlich hohe Zahl von 2855 Veröffentlichungen zu Edith Stein. Man kann eine gewisse Einteilung vornehmen, dabei aber nur einige Akzente setzen:

Vom ersten Jahr 1919 bis zum Jahre 1942, ihrem Tod in Auschwitz. Ihre Literatur und die Literatur über sie beschäftigen sich hauptsächlich mit ihrer Arbeit über Thomas von Aquin im Verhältnis zur Phänomenologie. Man kann sodann die Jahre von 1942 bis 1962, dem Jahr der Eröffnung des Seligsprechungsverfahrens, nennen. Hier finden sich Gedanken zu Edith Stein und Zeugnisse über ihr Leben und ihren Tod, verbunden mit einem Gesamtlebensbild, akzentuiert als Leben unter dem Kreuz und Kreuzeswissenschaft. Zudem wird ihr Werk „Endliches und Ewiges“ mit dem Thema des Aufstiegs zum Sinn bedeutsam. Auffallend ist auch die Beschäftigung mit der Stellung der Frau nach Edith Stein und ihr Verhältnis zu anderen geistig anerkannten Frauen. Die nun folgenden Jahre von 1962 bis zum Jahre 1972 mit dem Dekret zur Seligsprechung bringen Artikel zu Weg und Sendung Edith Steins, ihrer Suche nach Gott und ihrer geistlichen Gestalt.

In den Jahren von 1972 bis 1988, dem Jahr der Heiligsprechung, häufen sich die Artikel, vor allem jetzt mehr internationale Arbeiten. Es geht um das Verständnis der Person und die Suche nach Wahrheit. Die Heilige wird für unsere Zeit als Lichtgestalt herausgestellt. Ihre Liebe, die das Leben kostet und ihr Versöhnungsoffer führen zu einer verstärkten Beschäftigung mit der Versöhnung von Juden und Christen. Auch die Frauenfrage steht häufig an.

Vom Jahre 1988 bis zum Jahre 2012 gibt es zunächst viele Artikel über die Heiligsprechung im Jahre 1988 und die Ernennung Edith Steins zur Patronin Europas. Neben dem Thema der Judenfrage und dem Frauenbild tritt die Problematik der Spiritualität und Mystik nach Edith Stein in den Vordergrund, wobei erneut ihr Denken über die Person und die Pädagogik hervortritt.

Insgesamt zeigt die Übersicht – und es gibt noch mehr Themen, die nicht alle aufgeführt werden konnten –, dass Edith Stein sehr aktuell ist, wie die 2855 Veröffentlichungen zeigen. Es ist Francesco Alfieri zu danken, dass er all diese Veröffentlichungen in einem Band zugänglich gemacht hat. Damit hat er einen wichtigen Beitrag dazu geleistet, dass man mit Edith Stein, der Ordensfrau Teresia Benedicta a Cruce, die moderne Zeit in Denken und Glauben bestehen kann.

*P. Dr. Herbert Schneider OFM
Franziskanerkloster Vossenack
52393 Hürtgenwald*

Zu Schlüsselfragen des Glaubens

Antworten aus der authentischen Lehre der Kirche in den Schriftenreihen

RESPONDEO

H. van Straelen SVD

Selbstfindung oder Hingabe

Zen und das Licht der christlichen Mystik

Nr. 1, 4. erw. Aufl. 1997, 144 S., € 9,-

W. Schamoni

Kosmos, Erde, Mensch und Gott

Nr. 3, 64 S., € 6,-

W. Hoeres

Evolution und Geist

Nr. 4, 174 S., 2. wesentlich erweiterte

Auflage 12,- €

J. Stöhr u. B. de Margerie SJ

Das Licht der Augen des Gotteslammes

Nr. 5, 72 S., € 6,-

L. Scheffczyk

Zur Theologie der Ehe

Nr. 6, 72 S., € 6,-

A. Günthör OSB

Meditationen über das Apostolische

Glaubensbekenntnis, Vaterunser

und Gegrüßet seist du, Maria

Nr. 7, 136 S., € 9,-

J. Dörmann

Die eine Wahrheit und die vielen

Religionen · Nr. 8, 184 S., € 9,-

J. Auer

Theologie, die Freude macht

Nr. 9, 64 S., € 6,-

K. Wittkemper MSC

Herz-Jesu-Verehrung

Hier und Heute · Nr. 10, 136 S., € 9,-

Regina Hinrichs

Ihr werdet sein wie Gott

Nr. 11, 2. Aufl., 112 S., € 9,-

Walter Hoeres

Theologische Blütenlese

Nr. 12, 180 S., € 10,-

Walter Hoeres

Kirchensplitter · Nr. 13, 86 S., € 6,-

Walter Hoeres

Zwischen Diagnose und Therapie

Nr. 14, 324 S., € 12,-

Heinz-Lothar Barth

„Nichts soll dem Gottesdienst vorgezo-

gen werden“ · Nr. 15, 199 S., € 10,-

David Berger

Was ist ein Sakrament?

Thomas von Aquin und die Sakramente

im allgemeinen · Nr. 16, 116 S., € 8,-

Manfred Hauke

Das Weihesakrament für die Frau – eine Forderung der Zeit?

Nr. 17, 128 S., € 9,-

DISTINGUO

Walter Hoeres

Gottesdienst als Gemeinschaftskult

Nr. 1, 44 S., € 6,-

F.-W. Schilling v. Canstatt

Ökumene katholischer Vorleistungen

Nr. 2, 2. erw. Aufl., 46 S., € 6,-

Ulrich Paul Lange

Maria, die in der Kirche nach Chris-

tus den höchsten Platz einnimmt und

doch uns besonders nahe ist (Ansprä-

chen) · Nr. 3, 93 S., € 6,-

Richard Giesen

Können Frauen zum Diakonats zuge-

lassen werden? · Nr. 4, 122 S., € 8,-

Joseph Overath

Hoffnung auf das Morgen der Kirche

Nr. 5, 76 S., € 6,-

Georg May

Kapitelsvikar Ferdinand Piontek

Nr. 6, 70 S., € 6,-

Joseph Overath

Erst Deformation, dann Reformation?

Nr. 7, 208 S., € 10,-

Georg May

Drei Priestererzieher aus Schlesien

Paul Ramatschi, Erich Puzik, Erich

Kleineidam · Nr. 8, 196 S., € 8,-

Wolfgang F. Rothe

Pastoral ohne Pastor?

Ein kirchenrechtliches Plädoyer wider

die Destruktion von Pfarrseelsorge,

Pfarrer und Pfarrei · Nr. 9, 158 S., € 9,-

Franz Prossinger

... damit sie geheiligt seien in Wahrheit

Wie wir erlöst werden – Eine biblische

Betrachtung · Nr. 10, 149 S., € 9,-

QUAESTIONES NON DISPUTATAE

G. May

Die andere Hierarchie

Bd. II, 3 unv. Aufl. 1998, 184 S., € 12,-

Balduin Schwarz

Ewige Philosophie

Bd. III, 2000, 144 S., € 11,-

Bernhard Poschmann

Die Lehre von der Kirche

Bd. IV, 2000, Hrsg. von Prof. Dr.

G. Fittkau 344 S., € 14,-

Walter Hoeres

Wesenseinsicht und Transzendentalphilosophie

Bd. V, 2001, 178 S., € 12,-

G. Klein/M. Sinderhauf (Bearb.)

Erzbischof Johannes Dyba

„Unverschämt katholisch“

Band VI, 592 S., 3. Auflage

16,5 x 23,5 cm, Festeinband, € 22,-

Leo Kardinal Scheffczyk

Ökumene – Der steile Weg der Wahrheit

Band VII, 368 S., € 15,-

David Berger (Hrsg.)

Karl Rahner: Kritische Annäherungen

Band VIII, 512 S., € 19,-

Leo Kardinal Scheffczyk

Der Einziggeborene

Band IX, 232 S., € 12,-

Leo Elders

Gespräche mit Thomas von Aquin

Band X, 304 S., € 14,-

Walter Hoeres

Heimatlose Vernunft

Band XI, 320 S., € 14,-

Franz Prossinger

Das Blut des Bundes – vergossen für viele?

Band XII, 133 S., € 10,-

Klaus M. Becker

Erfülltes Menschsein: der wahre Kult

Band XIII, 103 S., € 9,-

W. Schamoni

Theologischer Rückblick · 1980, 184 S., € 9,-

W. Schamoni

Die seligen deutschen Ordensstifterinnen

des 19. Jahrhunderts · 1984, 88 S., € 6,-

R. Baumann

Gottes wunderbarer Ratschluss

1983, 192 S., € 9,-

E. von Kühnelt-Leddihn

Kirche kontra Zeitgeist · 1997, 144 S., € 11,-

Joh. Overath/Kardinal Leo Scheffczyk

Musica spiritus sancti numine sacra

hrsg. von Dr. G. M. Steinschulte

2001, 156 S., geb. € 5,-

Alfred Müller-Armack

Das Jahrhundert ohne Gott

2004, 191 S., € 12,-

Herausgeber: Fördergemeinschaft „Theologisches“ e.V.

Bestellung an: Verlag Franz Schmitt, Postfach 1831, 53708 Siegburg, Fax 0 22 41-5 38 91 · E-mail: verlagschmitt@aol.com